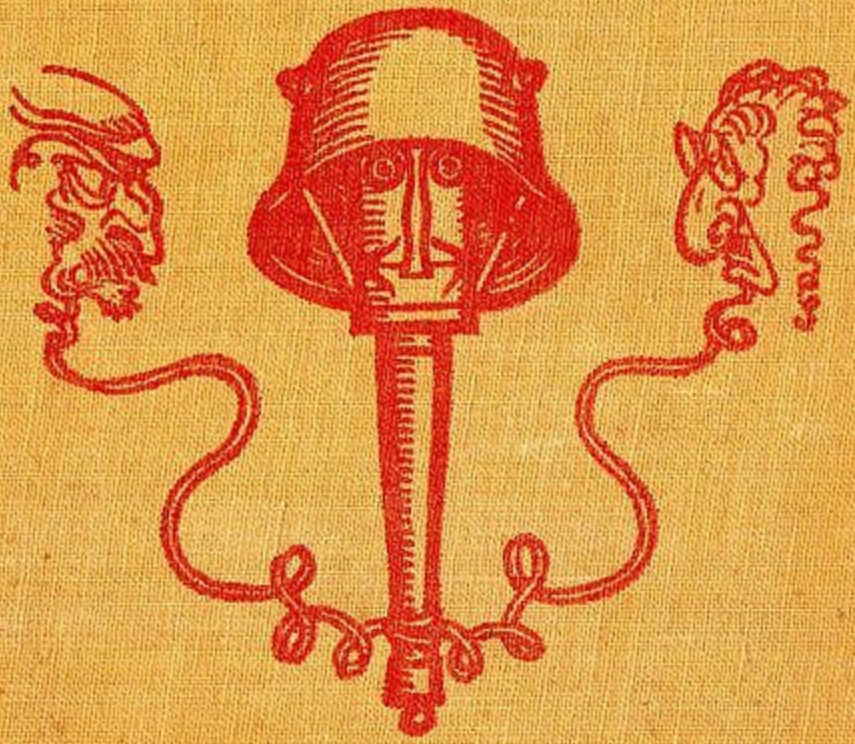
M. v. Killinger



Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben

*

MANFRED v. KILLINGER

Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben

Mit Zeichnungen von A. Paul Weber

*

Zweite Auflage. 3.—6. Tausend

Vormarsch-Verlag Berlin

1928

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1928 by Vormarsch-Verlag Berlin W 35
Druck von F. E. Haag in Leipzig Gesamtausstattung
von A. Paul Weber

Zum Gedenken an mein Tigerchen

Inhaltsverzeichnis

Wider die Münchener Bolschewisten die 3. Komp. vom 1. bis 3. Mai 1919 11
Die Dreimillionenkiste 29
Großkampftag bei Sosnowice 37
Terrible boys 43
Streiflichter zum Kapp-Putsch 51
Landsknechte in Oberschlesien 1921 65
Die Galoschen des Glücks 76
Dr. Marbuse 84
Ehrhardts Befreier 92
Waffenschiebung 101
Im Gefängnis 110
Kam'rad, reich mir die Hände 120

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum froh, wer den Degen noch führet,
Und bleibt nur wacker zusammengefügt,
Ihr zwingt die Welt und regieret.
Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
Der mutige Springer erreicht sie doch!

Vorwort zur ersten Auflage

Das Leben ist bunt; bunt wie ein Bilderbuch. Uns Freikorpsleuten wurden die Seiten vielleicht schneller umgeblättert als anderen Menschen. Wir sahen schöne Bilder, häßliche Bilder, wir sahen erhabene und niedrige in schneller Wechselfolge.

Darum sind wir wohl so geworden. Wir sind ein Volk für uns. Ich weiß es, man sagt es ja allenthalben.

Wir haben den großen Krieg erlebt, anders als die meisten. Wir haben Deutschland vor dem Bolschewismus gerettet, und dabei wieder manchem Kameraden das letzte Geleit gegeben. Wir haben durch die Tat bewiesen, daß wir nicht nur „Phantasten" sind.

Kamen unsere Taten in den Revolutionsjahren dem Politiker nicht manchmal sehr gelegen, wenn er nicht weiter konnte?

Man brauchte diese gesetzlosen Kraftnaturen, wie man uns nennt. Sind wir's? Mag sein. Ich weiß es nicht. Eins aber weiß ich gewiß:

Wir wollen und wir müssen unser Vaterland befreien, das ist unser Schicksal, und wir werden es erfüllen.

Ich habe beim Schreiben dieses Buches oft an mein „Tigerchen" denken müssen. Wer ist es? Ein Lebewesen, das mich liebte und das ich über alles liebte, und das mich mit seinen großen braunen Augen fragend ansah, als ich Abschied nehmen mußte. Ich nahm seinen Kopf in meine Hände und küßte es zwischen die Nüstern, und ich habe geweint. Ich schäme mich der Tränen nicht. Tigerchen war besser als die Menschen, weil es nicht schwätzte.

Dresden, im Dezember 1927.

M. v. Killinger.

Vorwort zur zweiten Auflage

Die erste Auflage vom Putschleben ist schneller unter die Leute gekommen, als man für möglich gehalten hätte. Daß die alten Landsknechte, Berufsputschisten und die forsche völkische Jugend das Buch lesen würden, war mir klar. Daß aber weite Kreise der deutschen, und auch nichtdeutschen, Bevölkerung, die hinter uns Nationalisten her sind, wie der Teufel hinter der armen Seele, sich so intensiv für das Buch einsetzen würden, hat mich in Erstaunen gesetzt und — riesig gefreut. Die Judenpresse konnte sich gar nicht genug dran tun, Putschleben anzupreisen. Spaltenlange Seiten über uns Mordbrenner; die Liga für Menschenrechte stellte unter Hinausposaunen in den Zeitungswald Strafantrag gegen mich wegen Anstiftung zum Morde — — Huhu! — —, obgleich der Gemordete davongelaufen war, der Kommunist Böttcher, seines Zeuchens immuner (vor Ansteckungsgefahr gesicherter) Landtagsabgeordneter, las aus dem Putschleben vor im sächsischen Landtag zur allgemeinen Erbauung. Weiß der Teufel! Mehr Stimmungsmache für das Buch konnte man nicht verlangen. Herrlich!

„Ein freundliches Pröstchen, meine Herren! Darf ich Sie ganz ergebenst bitten, für die kommenden Auflagen mir die gleiche Hilfe zuteil werden zu lassen. Ich verspreche dafür, Ihnen auch fernerhin die alte Treue und Liebe zu bewahren."

Dresden, im März 1928.

M. v. Killinger.

Wider die Münchener Bolschewisten

Von Saalfeld kommend, luden wir in Schleißheim aus. Das vierte Regiment hatte bereits gesichert. Wir bekamen Befehle. München war umstellt. Diesmal würde es zu harten Kämpfen kommen. In München hatte die rote Brut das Heft fest in der Hand. Lewin, Leviné-Nissen, Mühsam usw., was waren das für Namen. Waren das Bayern? Jüdisches, internationales Gesindel, die Intellektuellen aus Schwabing. Es mußte ja so kommen. Dem Münchener Spießer geschah es schon recht. Jahrelang hatte er das Treiben in Schwabing mit angesehen, das Treiben, das im Simplicissimus seinen Niederschlag gefunden hatte. Jahrelang hatte er behäbig lachend mit angesehen, wie Kirche und Thron von diesen Kreisen in den Dreck gezogen wurde, und das als guten Witz aufgefaßt. Jetzt zeigte ihm die Bestie das wahre Gesicht.

Gegen mittag rückten wir vor. Einzelne Schüsse fielen. Vorhut voraus, rechts und links Seitendeckung. Links an einem Fabrikgelände rasselt ein Maschinengewehr. Die zweite Kompanie schwenkt ab nach dorthin. Eine Granate heult durch die Luft. Zweihundert Meter querab krepiert sie. Noch ein paar kommen. Wir ändern unsere Marschformation gar nicht erst.

Feine Artilleriſten, die Herren da drüben! Eine Patrouille bringt einige gefangene Rotgardiſten zurück. Wir erreichen die Ringbahn. Es iſt zwei Uhr. Bis acht Uhr abends ſollten wir ſo weit ſein. Wir haben alſo Zeit. Meine Leute liegen als Poſten auf dem Bahndamm, die anderen ſtehen in Gruppen ſchwatzend dahinter. Ich gehe an die Straßendurchführung der Hauptſtraße. Dort ſteht der Regimentskommandeur mit einigen Offizieren. Ein Auto kommt aus Richtung Schleißheim heran. Der Brigadekommandeur, Kapitän Ehrhardt, ſteigt aus. Der Regimentskommandeur meldet. Aus München heraus kommen zwei Zivilиſten. Sie treten auf den Brigadekommandeur zu und melden:

„Wir brauchen ſchnelle Hilfe. Die weiße Garde hat ſich erhoben, ſitzt aber feſt. Im Luitpoldgymnaſium ſind die Geiſeln erſchoſſen worden, auch ein paar Huſaren vom Freikorps Görlitz. Lange können wir uns nicht halten, vor allen Dingen wegen Munitionsmangels."

Der Kommandeur denkt kurz nach. „Ich rücke ein," ſagt er, „wir können die braven Kerle nicht ſitzen laſſen."

Nach kurzer Zeit kommen Befehle. Das Regiment geht bis ans Zentrum vor. Das Vierte Regiment dahinter. Die dritte Kompanie beſetzt die Eliſabethſchule. Weitere Befehle folgen.

Ich will losreiten. Nanu? Wo iſt denn Bräutigam mit den Pferden? Er wird wohl bei der Bagage ſein. Ich gebe die nötigen Befehle. Die Kompanie ſammelt und ſteht bald bereit zum Einmarſch auf der Straße. Da erſcheint mein Pferdepfleger und Meldereiter Bräutigam. Er ſitzt auf Rih, und an der Hand führt er ein anderes Pferd.

„Wo iſt denn die Grete?" rufe ich ärgerlich.

„Hier, Herr Kapitänleutnant."

Ich falle beinahe in Ohnmacht. Es iſt tatſächlich die Grete. Aber wie ſah ſie aus! Die Himmelhunde hatten es tatſächlich fertig gebracht, in der kurzen Zeit ein Depot aufzutun, das den Roten weggenommen worden war, und hatten die Grete im Handumdrehen neu eingekleidet. Neuer Woilach, neuer Sattel, neues Zaumzeug. Fein, im ſchönſten gelben Leder. Der alte

Plunder war verschwunden. Ganz eitel tänzelte Grete hin und her.

Ja, klauen taten die Kerls wie die Raben, aber nie für sich. Für ihre Pferde, ihre Brigade, ihre Führer wären sie jeder Schandtat fähig gewesen, aber für sich hätten sie kein Stück Brot weggenommen.

Wir rücken ein. Geschlossen. An den einzelnen Besetzungspunkten schwenken die Kompanien ab.

„Na, wie steht's?" so mustern wir die Gesichter der Bevölkerung.

„Wie in Berlin," sagt Feldwebel Hermann, „das gibt einen Tanz."

„Ganz meine Meinung", sage ich.

Wir kommen nach der Elisabethschule, einer Mädchenschule. Quartiermachen verstehen wir aus dem ff. Im Nu sind wir eingerichtet, Verteidigungspositionen bestimmt, Posten aufgestellt, Patrouillen eingeteilt. Die Bagage in den Garten, die Gäule in die Turnhalle.

Ich gehe vor die Schule. Viele Menschen stehen davor. Man bringt einen Mann angeschleppt. Er ist ein spartakistischer Agitator. Nach Nummer 14, Gefangenenstelle. Dort werden sie kurz verhört, entlassen oder zur Hauptgefangenenstelle gebracht zur ersten Kompanie.

Gewehrschüsse fallen, Handgranaten krachen vereinzelt. Hin und wieder Maschinengewehrfeuer.

Plötzlich höre ich einen Mordskrach vor der Schule. Ein großer, starker Kerl schimpft mit den gröbsten Tönen auf einen Unteroffizier von mir los. Der bleibt die Ruhe selbst. Da schlängelt sich eine Frau an mich heran. „Aufpassen! Ein Bolschewik. Man will die Bevölkerung gegen die Truppen aufhetzen." Aha, die Brüder kennen wir.

„Ich winke Obermaat Zimmermann. „Machen Sie eine Handgranate fertig. Ich werde dem Kerl das Maul verbieten. Hört er nicht augenblicklich auf, dann eins rin in die Kiemen."

Ich fasse den Kerl beim Knopfloch und sage: „Gehen Sie augenblicklich Ihrer Wege, noch einen Ton, und ich verspreche

Ihnen, daß Sie in den nächsten vierzehn Tagen keinen Ton mehr sprechen."

„Hoho! Da wollen wir doch mal sehen, wer was zu reden hat!" brüllt er.

Krach, da saust ihm die Handgranate in die linke Kiemenseite. Wie vom Blitz getroffen bricht er zusammen. Er erhebt sich, stolpert, fällt wieder. Blut läuft ihm aus Mund und Nase. Er erhebt sich wieder, will was sagen, aber es geht nicht mehr. Er gurgelt etwas und torkelt von dannen.

„Guten Morgen, mein Herr, wir pflegen unsere Versprechen einzulösen."

Es herrschte Totenstille. Mit langen Gesichtern sah ich viele davonschleichen. „Roh", wird mancher sagen. Stimmt, aber richtig. Alles andere würde von dem Gesindel als Schlappheit ausgelegt werden.

Ich gehe nach dem Gefangenenzimmer. Mal sehen, was da los ist.

Eine Frau macht sich an mich heran: „Lassen Sie bitte meinen Mann los, der ist bloß verführt."

„Welcher ist es?"

„Der da."

Der Kerl sieht gut aus, denke ich. Groß, schlank, breite Schultern. Blondes Haar, rassiges Gesicht. Ich winke ihn heran. Trotzig steht er vor mir. Nachdem ich ihn eine Weile betrachtet, sage ich:

„Haben Sie denn gar kein Rassebewußtsein? Sehen Sie sich doch mal dieses rasselose Gesindel an, und dann gucken Sie mal in den Spiegel. — Gehen Sie mit Ihrer Frau nach Hause, und bedanken Sie sich bei ihr."

Sein trotziger Blick war verschwunden. Wie ein erstauntes Kind sah er mich an, dann zog ihn seine Frau mit sich fort.

Die meisten waren kleinlaut. Ein Weibsbild wird mir vorgeführt. Das typische Schwabinger Malweibchen. Kurzes, strähniges Haar, verlotterter Anzug, freches, sinnliches Gesicht, wüste Augenringe.

„Was ist mit der los?"

Da geifert sie los: „Ich bin Bolschewikin! Ihr feige Bande! Fürstenknechte, Speichellecker! Anspucken sollte man euch! Hoch Moskau!" und dabei spuckt sie einem Unteroffizier ins Gesicht.

„Fahrerpeitsche. Dann laufen lassen", sage ich kurz.

Zwei Mann packen sie. Sie will beißen. Eine Maulschelle bringt sie zur Räson. Im Hof wird sie über die Wagendeichsel

gelegt und so lange mit Fahrerpeitschen bearbeitet, bis kein weißer Fleck mehr auf ihrer Rückseite war.

„Die spuckt keinen Brigadier mehr an. Jetzt wird sie erst mal drei Wochen auf dem Bauche liegen", sagt Feldwebel Herrmann.

Das Schießen und Krepieren der Handgranaten wird immer heftiger. Ich lasse Leutnant Stohn kommen.

„Gehen Sie mal mit zwei Gruppen Patrouille. Ich möchte wissen, was da los ist. Hier haben Sie die Karte. Die Standquartiere der anderen Kompanien sind eingezeichnet. Vom Regiment und der Brigade ist keinerlei Befehl gekommen."

Er geht los. Wir sitzen in einem Klassenzimmer, die kurze Pfeife im Mundwinkel, die Hände in den Taschen und lauschen schweigsam auf den Gefechtslärm.

Die Tür wird aufgerissen. Leutnant Stohn stürzt herein.

„Am Stachus wird schwer gekämpft. Die Sturmkompanie und zwei andere sind am Bahnhof im Gefecht. Beim Justizministerium brennt ein Kiosk. Auch dort sind Kämpfe."

„Welche Waffen hat der Gegner?"

„Gewehre und Maschinengewehre. Auch Handgranaten. Geschütze habe ich keine bemerkt."

„Jetzt heißt es, den Gegner im Schach zu halten bis morgen früh."

Alarm!

Nach kurzer Zeit bekomme ich Meldung, daß die Kompanie steht.

„Bitte die Herren Offiziere! — Was eigentlich wirklich los ist, weiß ich nicht. Jedenfalls müssen wir die Roten auf den Trab bringen. Der erste und zweite Zug unter meiner Führung gehen vor. Richtung Hauptbahnhof. Feldwebel Herrmann, Sie bleiben mit dem dritten Zug hier. Keiner legt sich schlafen. Alles auf Verteidigungspositionen, bis wir wiederkommen. — Machen Sie kein so saures Gesicht, Herrmann, das nächste Mal sind Sie vorn."

Der dritte Zug geht auf Positionen. Wir rücken ab. Keiner von uns kannte München. Erst marschieren wir geschlossen. Dann Gefechtsmarschformation in Schützenreihe an den Häusern entlang. Der erste Zug vorn, der zweite als Reserve dahinter, dabei die leichten Maschinengewehre. Die Stoßtrupps bei mir zu sofortigem Einsatz.

Einzelne Schüsse fegen aufs Pflaster vor uns, daß Feuerfunken spritzen. So ein Querschläger in die Schienbeine verbittert. Es ist nicht möglich, den Standort der Dachschützen, denn solche können es nur sein, zu entdecken. Die Maschinenpistolenschützen langen eine Salve hin, wo sie die Kerle vermuten.

„Wenn man doch bloß wüßte, was rot, was weiß. Das ist zum Kotzen", sage ich zu meinem Melder.

Weiter vor.

Wir kommen auf einen freien Platz. Auf der gegenüberliegenden Seite eine Menschenmenge. Sie schießen, man sieht das Aufblitzen der Schüsse. Sie schießen nach einer anderen Richtung in eine Straße hinein. Man hat uns nicht bemerkt.

„Soll ich mal vorschleichen, ob es Rote sind?" fragt mein Meldegänger.

„Ja, los! Aber vorsichtig, daß sie nichts merken."

Nach kurzer Zeit ist er zurück.

„Rote! Sie schießen in Richtung Bahnhof."

„Schnell! Maschinengewehre vor! Alles dicht ran. Klar zum Schnellfeuer."

In wenigen Augenblicken ist alles da.

Ohne Zielbestimmung, alle waren sofort im Bilde, man hatte gelernt, Situationen zu überblicken, kommandiere ich: „Schnellfeuer!"

Die Maschinengewehre rasseln los, die Infanteristen schießen, was raus kann. Die Stoßtrupps liegen sprungbereit. Ich reiße mein Glas an die Augen. Ein wüster Menschenknäuel ist der Erfolg unseres Feuerüberfalles.

„Handgranaten klar! Erster Zug klar zum Sturm!"

„Stopfen!" und die Stoßtrupps stürzen vor, gefolgt von den Infanteristen. Allen voran Leutnant Stohn, in der rechten die Handgranate, in der linken die Pistole.

Was noch halten will vom Gegner, wird durch Handgranaten hinweggefegt. Wir bekommen Zunder.

„Deckung!" brülle ich.

Wir kennen das. Im Nu liegt alles auf dem Bauch. Erst mal die Lage überblicken.

Plötzlich liegt ein schweres Maschinengewehr, besetzt mit Weißgardisten, neben mir.

„Das habt ihr fein gemacht", sagt der Führer, ein alter, ergrauter Herr. Ich erfuhr später, daß es ein bayerischer General war, der mit seinen Söhnen das Maschinengewehr bediente. Er fiel kurz darauf.

„Gut, daß Sie da sind", sage ich. „Wo geht's nach dem Bahnhof?"

„Hier rechts herum."

Das Feuer auf uns, das wir langsam erwidert haben, ist eingestellt.

Ich lasse sammeln und hole die Zugführer heran.

„Wieviel Verluste?" frage ich.

Es sind im ganzen fünf Verwundete, davon drei schwer. Das ist ja noch glimpflich abgegangen.

„Wo sind die?"

„Unter Bedeckung zurückgebracht."

Die Verluste sind ausgeglichen durch ungefähr fünfundzwanzig Weißgardisten, die sich mir angeschlossen haben.

„Also wir nehmen den Bahnhof!"

Wir umgingen einige Häuserblocks, besetzten die Straßenecken gegenüber dem Bahnhof. Ich lasse den Bahnhof unter Feuer nehmen. Das Feuer wird heftig erwidert. Plötzlich verstummt es.

Ist das 'ne Finte, oder soll ich den Sturm wagen?

Ach was, ran!

„Handgranaten klar — Stoßtrupp vor — Los!"

Im Nu sind sie im Bahnhof. Ich hinterher. Alles leer. Die Kompanie folgt nach.

„Leutnant Stohn, Sie hinken ja. Sind Sie verwundet?"

„Bloß ein bißchen. Ich bin in meinen eigenen Handgranatenwurf vorhin hineingefallen", meint er lachend.

Das ist ein Kerl! denke ich. Tausend von denen, und Deutschland ist gerettet. Ich frage einen Beamten, der sich mutterseelenallein herumtreibt. „Was ist denn hier los?"

„Eine Abteilung von Ihnen, sie trug dasselbe Armelschiff, ist vor Ihnen gerade weg."

Soo? Das fehlte bloß noch, jetzt haben wir uns selbst bekämpft. Gott sei Dank keine Verluste. Bei der fünften, denn die war es, die den Bahnhof vor mir den Roten weggenommen hatte, waren auch keine Verluste.

Ich hole die Zugführer heran: „Was nun?" — Achselzucken.

„Also, wir müssen wieder unter die Leitung kommen. Jetzt haben wir den Roten genug eingeheizt. Wir gehen zurück zur Elisabethschule. Man sieht ja, was dabei raus kommt. Wir beschießen uns ja selbst gegenseitig."

Ohne nennenswerte Kämpfe erreichen wir unser Standquartier. Dort war alles in Ordnung. Die Verwundeten waren da und verbunden.

„Alles schlafen legen, bis auf die Alarmposten!" ordne ich an.

Man haut sich hin, wo man gerade steht. Vorrat pennen, denn morgen früh gibt's Arbeit.

Ich lege mich auf einen Tisch, einen Tornister unter den Kopf, und im Nu bin ich eingeschlafen.

„Dritte Kompanie Alarm", höre ich ganz dumpf. Im Augenblick bin ich auf den Beinen.

„Was ist los?"

Ein Offizier vom Regimentsstab steht vor mir: „Die dritte Kompanie soll sofort nach dem Luitpoldgymnasium marschieren, dort, wo die Geiseln erschossen worden sind. Sie sollen die dortigen Weißgardisten entsetzen."

„Wo ist denn das?" frage ich verpennt.

„Sie haben ja genug Führer", sagt der Offizier, auf die Weißgardisten deutend, die herumstanden.

„Ja, natürlich, ich bin ganz dösig. Gebt mir mal 'ne Zigarette."

Kurzer Befehl. Die ganze Kompanie kommt mit. Bloß Schreiber und Koch bleiben bei der Bagage zurück. Feldwebel Herrmann mit dem dritten Zug an der Spitze. Dazu die leichten Maschinengewehre und die Stoßtrupps.

Man brauchte wenig sagen. Das war genug geübt. Und jeder wußte, was er zu tun hatte.

Es war alles ruhig. Die Leopoldstraße ging's lang, an der Residenz vorbei. Über den Viktualienmarkt. Da gibt's Zunder. Die Stoßtrupps gehen vor.

Zwei Maschinengewehre, besetzt mit Weißgardisten, gesellen sich zu uns. Der eine Führer will sich gerade melden bei mir. Ein Schuß peitscht durch die Luft. Er bricht zusammen. Kopfschuß.

Ein Stoßtrupp geht auf die Dächer, wir kommen nur ganz langsam vor.

Aus einer Nebenstraße bekommen wir Maschinengewehrfeuer. Vor mir spritzen die Geschosse auf das Pflaster. Ich hopse im Linksgalopp. Als ob das was nützen könnte, du Affe, denke ich. Aus der Dachluke eines alten Hauses guckt das Maschinengewehr hervor. Feuerwerksmaat Herold mit seinem Stoßtrupp geht vor. Er springt hinter der Hausecke vor, wirft die Handgranate, genau in die Luke hinein, drinnen detoniert sie.

Ein Stoßtrupp unter Bootsmaat Zimmermann ist auf den Turm der Feuerwache gegangen. Von hier aus hat er Einblick in ein rotes Maschinengewehrnest. Schuß auf Schuß wird hineingesetzt.

Einer nach dem andern fällt. Ein blutjunger Rotgardist bleibt übrig. Er ist verwundet.

„Eigentlich sollte man das schneidige Kerlchen leben lassen", sagt Bootsmaat Zimmermann. Der schießt aber weiter.

„Na, da hilft's nischt", sagt Zimmermann, und der nächste Schuß streckt ihn nieder.

Ich schicke zurück zum Bataillon, ich brauche Verstärkung.

Es kommt keine.

Der Zug Stohn ist verschwunden.

Endlich gelingt es uns, an das Luitpoldgymnasium heranzukommen. Dort fanden wir etwa dreißig Weißgardisten vor, die sich bis auf ein paar Patronen verschossen hatten. Stürmisch wurden wir begrüßt.

So, nun saßen wir fest. Aber wir konnten's aushalten. Die ganzen Taschen voll Munition. Eiserne Portionen für drei Tage. Wasser war auch da. Also, kommen Sie, meine Herren Roten, wir sind bereit.

Wo war bloß Stohn mit seinem Zug?

Man erspare mir die Beschreibung des Ortes jenes furchtbaren Verbrechens, wo man die neun Geiseln hingemordet hatte. Wer bei diesem scheußlichen Anblick noch einen Funken von Mitleid mit den Tätern verspürt, ist wert, auf die gleiche Weise unterzugehen.

Krieg ist Gewalt, Bürgerkrieg ist Gewalt in höchster Potenz, Mäßigung ist Dummheit, nein, sie ist Verbrechen am eigenen Volk und Staat.

Das ist aber nicht der einzige Fall, durch den wir Freikorpsleute hart, eisenhart geworden sind, und wir sind es noch; wir Wikinger müssen auch so werden. Fort mit Geusenküchen, fort mit der Poussiererei: „Ihr seid auch Deutsche, ihr seid nur verführt." Klar und kalt muß die Erkenntnis sein. Wir wissen, was uns blüht, wenn dieses Gesindel ans Ruder kommt,

man wird uns die Kehle durchschneiden und den Schädel einschlagen, wie man's in München mit den Geiseln machte. Gut! Wir versprechen, euch genau so zu behandeln, und werden euch gleichfalls den Schädel einschlagen, wenn ihr uns bei unserem Befreiungswerk in die Suppe zu spucken versucht.

Am Nachmittag wurden wir vom württembergischen Freikorps entsetzt.

Leutnant Stohn war mit seinem Zug in einen Kirchhof gedrängt worden, wo er sich sieben Stunden verteidigte.

Vier Tote, siebzehn Verwundete, einen Vermißten. Sehr viel bei neunzig Mann Gesamtstärke. So mußte deutsches Blut fließen im eigenen Lande, weil das Schicksal uns durch eine bittere Schule schickte, in der wir viel, sehr viel lernen mußten.

Am Nachmittag des 2. Mai war München in der Hand der Freikorps. Aber der Kampf war noch nicht zu Ende. Wenn auch der Kriegsminister Eggelhofer, alias meuternder Matrose, das Zeitliche gesegnet hatte, und Herr Lewin und seine Freunde in Stadelheim saßen, wenn auch der größte Teil der roten Armee sich verlaufen hatte, so gab es doch noch einige hartnäckige Genossen, die den Kampf auf eigene Faust weiterführten, allerdings nur in der Nacht. Es war schwer, sie zu erwischen, da sie über eine fabelhafte Ortskenntnis verfügten und jedes Versteck auszunutzen wußten, während wir als Fremde ziemlich im Dunkeln tappten.

Ich bekam den Befehl, mit meiner Kompanie die Residenz, das alte schöne Schloß Münchens, zu besetzen.

In einem kleinen Saal kamen wir unter. Stroh wurde geholt, die Bagage herangezogen, und bald konnten wir unsere müden Glieder ein wenig ausstrecken. Die zweite Kompanie rückte an, ebenfalls zur Besetzung des Schlosses. Sie wurde mir unterstellt. Ich holte mir einen alten Kastellan heran, und unter seiner Führung ging ich mit den Offizieren das ganze Gebäude ab und verteilte die Postierungen. Allein wäre es uns unmöglich gewesen, uns durch diesen Komplex durchzufinden, durch diese Menge von Zimmern, Sälen, Gängen, Kapellen usw. Seit hunderten von Jahren hatte jeder bayrische Regent was drangebaut, ohne daß das Bestehende verändert worden wäre. So glich die Residenz einem historischen Museum. Auch die Spuren unserer Vorgänger, der Herren Spartakisten, konnten wir bewundern. Diese Dreckfinken! Neben dem Schmutz und Dreck, den sie zurückgelassen, hatten sie die schönsten alten Sachen demoliert. In den Nibelungensälen stand ein wunderbarer alter eingelegter Tisch aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Darauf hatten sie ein schweres Maschinengewehr gesetzt und alles verbeult und zerkratzt.

Die zweite Kompanie kam in dem Thronsaal unter. Sie hatte vor allen Dingen die Front nach dem Hofgarten zu verteidigen im Falle eines Falles.

Ich bestimmte einen Teil der Kastellane und alten Schloßdiener als Führer. Wir hatten uns Skizzen gemacht. Wenn ich zu einer Postierung wollte, so holte ich mir einen von den alten Knöppen heran und brauchte bloß zu sagen: „Großer Alfan nach dem Hofgarten." In kürzester Zeit war ich da. Wäre ich allein hingegangen, so wäre ich sicher vor einer halben Stunde nicht angekommen.

Uns ging's gut. Alkohol war noch verboten, aber Zigaretten hatten wir. Herr Gott! Was haben wir da zusammengeschmökt. Als nachher alles vorbei war, gab's auch zu trinken. Bier, Schnaps, Wein, die schwere Menge. Wir wußten gar nicht, wie wir alles verpinseln sollten. Ein Brigadier aus Saalfeld war glücklicher Besitzer eines schweren goldenen Armbands mit fünf Brillanten drauf geworden. Eine alte Dame hatte es ihm in ihrer ersten freudigen Aufwallung des Befreitseins auf der Straße beim Marsch nach dem Luitpoldgymnasium zugeworfen. Er war ganz verdattert. Seine stete Angst war bloß: wenn ich's nur nicht verliere, wenn ich's nur nicht verliere! Schließlich gab er mir es zum Aufbewahren. Ich gab es einem bayrischen Offizier in Verwahrung, der es später, nachdem die Postverhältnisse wieder normal geworden waren, der Mutter des Brigadiers nach Saalfeld schickte. Ich bekam von ihr einen langen Brief, in dem sie mich bat, doch das, was ihr Sohn ihr geschrieben, zu bestätigen, obwohl sie ihrem Jungen nichts Unrechtes zutraute, hätte sie furchtbare Angst, daß er es geklaut haben könnte. Das war eine echt deutsche Mutter, und ich konnte sie beruhigen.

Die zweite Nacht begann. Patrouillen auf Patrouillen gingen los. Ganz starke, mindestens neun Mann. Die Schießerei begann wieder. Zwischendurch einige Handgranatendetonationen. In einer Stadt zwischen hohen Häusern klingt das nun

viel schlimmer, als es in Wirklichkeit ist. Weil jeder Knall viel stärker hallt.

Ich gehe Ronden, begleitet vom Unteroffizier vom Dienst, meinem Meldegänger und dem alten Kastellan. Wie ich auf den Innenhof trete, auf dem die Bagage steht, ruft der Posten: Achtung! Aber zu spät. Neben mir peitscht ein Schuß ins Pflaster. Ich springe zurück in den Durchgang.

„Das ist schon der dritte Schuß heute nacht. Man kann des Kerls nicht habhaft werden."

Die Posten hatten ein paar Pistolenschüsse nach den Dächern geschickt, aber der Herr ließ sich nicht stören. Ich teilte eine Gruppe ab, die den ganzen Speicher die halbe Nacht absuchte. Es war nichts zu finden. Am nächsten Tage ließ ich nochmals bei Tage absuchen. Da entdeckten wir einen Holzsteg, der vom Dache der Residenz nach dem Dache des Opernhauses führte. Ich ließ ihn abbrechen. Da hörte das Schießen auf.

Das Licht war durch allgemeinen Streik erloschen. Wir behalfen uns mit Talgkerzen. Unheimlich, romantisch zugleich erschien das alte Schloß. Aus dem Dunkeln tritt ein Mensch, man erschrickt förmlich und greift nach der Pistole, es ist ein Posten. Er meldet: „Maschinengewehr Nummer sechs. Nichts neues."

„Danke." Wir gehen weiter.

Wir kommen in den Thronsaal. Da liegt die ganze zweite Kompanie. Drei Talgkerzen werfen ein gespenstisches Licht auf die schwer atmenden Schläfer, die in voller Ausrüstung auf Strohschütten hingestreckt liegen, oder auf kostbaren großen Lehnsesseln sitzen oder an irgendeine Säule gelehnt umherliegen. Die flackernden Kerzen werfen zuckende Lichter auf die großen, goldenen Statuen der alten Fürsten, die in ihrer Größe und Wuchtigkeit unheimlich erscheinen. Unwillkürlich stehen wir vier stumm und betrachten das eigenartige Bild.

Ich trete nach dem Thron. Auf ihm stehen zwei mit rotseidenem Damast bezogene Thronsessel. Was liegt denn da? Ich steige die Stufen hinauf. Da liegt auf einem der beiden Thronsessel der Kompaniehund „Putsch". Was sollte ich

machen? Sollte ich ihn verscheuchen? Von den Soldaten hatte keiner gewagt, den Sessel sich als Schlafstätte zu wählen, eine ehrfurchtsvolle Scheu hatte sie zurückgehalten, obgleich man uns nicht allzu große Weichheit vorwerfen konnte. Ich kraulte „Putsch" hinter den Ohren und sagte: „Du hast's gut. Du weißt nicht, was du tust. Du bist besser als die Menschen."

Ich stieg wieder herab vom Throne und murmelte:

„Sic transit gloria mundi!"

Ich trat auf den Altan. Zwei Maschinengewehre waren dort aufgebaut. Der Posten meldete mir. Einzelne Schüsse fielen. Sonst das Bild einer wundervollen Nacht, die sich über dem unter mir liegenden Hofgarten und der Stadt ausbreitete. Ich ging zurück zu meiner Kompanie und haute mich ins Stroh. Lange konnte ich nicht einschlafen. Immer wieder die Frage: Warum das alles? — Schlafen — Warum denn bloß? — Schlafen — Schlafen.

Am nächsten Morgen ging ein Mordsrummel in der Residenz los. Kommandanturen, Kriegsgerichte, Paßbüros usw. wurden eingerichtet. Eine Gefangenensammelstelle bekam ich in die Hand gedrückt. Auch das noch. Als ob wir nicht genug Posten zu stellen hätten. Draußen vor dem Schloß großer Andrang. Die Posten stellen ihre großen Tafeln auf: Halt! wer weiter geht, wird erschossen!

Ich gucke mir das Getriebe an. Da kommt ein ganz nervöser Herr auf den Wachthabenden, Obermaat Zimmermann, zu und sagt ganz aufgeregt:

„Herr Unteroffizier, helfen Sie mir. Dort steht ein Schild: Halt! Wer weiter geht, wird erschossen! Da bin ich zurück und da steht ein Schild: Weitergehen! Wer stehen bleibt, wird erschossen! Wo soll ich bloß hin?!"

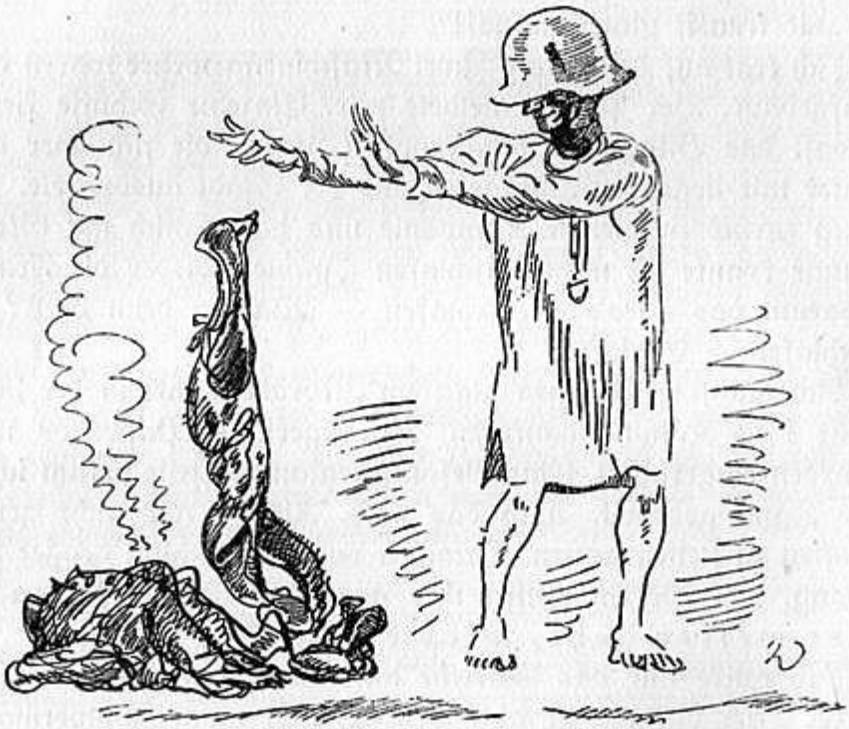
„Gehen Sie mal nach der Richtung, da kommen Sie auf ein Schild, da steht: Halt! Wer in die Luft fliegt, wird erschossen!" sagt lachend Zimmermann. Ich glaube, der arme Mann sucht heute noch nach dem Schild.

Am Nachmittag bekomme ich Befehl, nach dem Kasernen-

viertel zu rücken, dort ſollen noch Waffenlager ſein. Auch verſteckte Spartakiſten vermutet man dort.

Wir marſchieren ab. An der Dachauer Straße treffen wir das Vierte Regiment.

Zuerſt unterſuchen wir ein Proviantamt. Nichts zu finden. Weiter zu einem Bekleidungsdepot innerhalb eines Kaſernen-



blocks. Die Gelegenheit kommt nie wieder, ſage ich mir. Mit fabelhafter Geſchwindigkeit wird umgekleidet. Die alten Plünnen laſſen wir liegen.

Weiter ein Waffendepot. Tauſende von Gewehren ſtehen fein aufgebaut in Regalen. Alle gut konſerviert. Daß das Depot noch niemand geräumt hat? Auch Piſtolen. Danach hatte ich ſchon lange gefahndet. Meine Männer ſehen mich an.

Ich weiß, was ſie wollen.

„Jeder nimmt ſich eine 08-Piſtole, dazu die nötige Munition."

Der Mangel an Pistolen war groß. Außerdem unter diesen Verhältnissen war es für die geliebten Noskehunde, wie wir bezeichnet wurden, nicht angenehm, ohne Schußwaffe rumzulaufen. Man konnte doch nicht immer mit der Knarre rumziehen. Meine Männer strahlten.

„Was machen wir bloß mit den vielen Gewehren?" fragt Feldwebel Herrmann.

„Abtransportieren können wir die nicht. Wir nehmen die Schlösser raus. Bestellen Sie mal schnell telephonisch ein Lastauto bei dem Autopark."

Gesagt, getan. In fünfzehn Minuten ist ein Lastauto da. Die Schlösser werden herausgenommen, auf das Auto geworfen. Es sind mehrere tausend. Die Gewehre sind fürs erste unbrauchbar. Aus den Maschinengewehren nehmen wir den Zubringer raus.

Es beginnt zu dämmern. Die anderen Kompanien sind anscheinend abgerückt. Wir sind fertig, unsere Aufgabe ist erledigt.

Das Auto fährt an und will zum Tor hinaus. Da ist das große eiserne Tor, das den Hof abschließt, verschlossen. Wer hat abgeschlossen, wo sind die Schlüssel? Als Antwort Achselzucken der Aufseher.

„Soo? Meine Herren, setzen Sie sich mal auf das Auto rauf und bleiben Sie da bis auf weiteres."

„Fallt mer net ein", sagt der eine. Ein auf ihn gerichteter Pistolenlauf ändert seine Meinung, und die Herren steigen zu ihren Schlössern. Da wird das Auto unter Feuer genommen von einem außerhalb liegenden Häuserblock. Also doch! Ich dachte es mir. Langsam fährt das Auto rückwärts hinter ein Haus und entzieht sich dem Feuer. Einige Unteroffiziere, die sich an dem Torschloß zu schaffen machen, werden ebenfalls beschossen.

Was nun?

„Das haben wir gleich", sagt Leutnant Stohn. „Stoßtrupps klar!"

Er macht eine Handgranate klar, springt ans Tor, reißt

die Handgranate ab, hängt sie am Schloß ins Tor und springt zurück. Es ist das Werk von wenigen Sekunden.

Rums! Sperrangelweit springt das Tor auf.

„Stoßtrupps Achtung! — Los!" kommandiert Stohn. Und im Nu sausen zehn Mann zum Tore hinaus. Als die gegnerischen Schüsse krachen, sind sie bereits in dem gegenüberliegenden Häuserblock verschwunden.

Wir stehen und warten und gucken um die Ecke.

Nach einiger Zeit winkt einer der Stoßtruppleute vom Dach des Hauses.

„Auto los!" Es rattert ab.

„Zugweise los!"

Im Laufschritt passieren die Halbzüge das freie Gelände. Es fällt kein Schuß mehr.

Als wir in Deckung der Häuser sind, warten wir auf die Stoßtrupps. Bald sind sie vollzählig beisammen.

„Einen habe ich gekitscht", sagt Schnürpel.

„Wo ist er?" frage ich.

„Standrechtlich erschossen."

Es geschieht ihm recht. An jeder Straßenecke konnte er lesen: Wer mit der Waffe in der Hand angetroffen wird, wird erschossen.

Es ist dunkel geworden. Ich mache beim Regiment meine Meldung. Dann gehe ich zu meinen Leuten. Ich habe meine stille Freude an meinen Landsknechten. Stundenlang kann ich auf dem Tisch sitzen und mit den Beinen baumeln, den Knösel im Mundwinkel, und ihnen zugucken, wie sie mit blanken Augen ihre Pistolen auseinandernehmen und putzen und polieren.

Soldaten!

Die Dreimillionenkiste

Im Juni 1919 war der Versailler Schandvertrag fertig. Jeder weiß sich noch des Entrüstungssturms zu erinnern, der durch das deutsche Volk brauste. Ja, sogar Scheidemanns Hand verdorrte, und das wollte viel heißen. Wir waren jedenfalls der Überzeugung, daß sich kein Deutscher finden würde, der dieses Schandstück unterschreiben würde. Das bedeutete also wieder Krieg; uns konnte es recht sein.

Wir lagen in Zossen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Es hieß, alle Freikorps gehen nach dem Osten, vereinigen sich dort mit dem Grenzschutz. Es wird neu aufgestellt. Zum Kriegführen aber brauchte man Geld und nochmals Geld.

Das war unserem Führer, dem Kapitän Ehrhardt, klar. Kurz entschloß er sich, welches aus Berlin zu holen. Ein Sturmzug begab sich also zu diesem Zwecke dorthin. Ach, du grüne Neune, das gab einen Aufstand auf der Reichsbank. Man wollte schon die Autos ankurbeln, wie später beim Kapp-Putsch. Ein wildes Hin- und Hertelephoniere hub an, bis es

dem Sturmzugführer zu dumm wurde. Er bekam sein Geld. Fragt mich nur nicht wie!

Drei Millionen sind immerhin, wenn noch nicht durch die Inflation angeknarrt, ein ganzer Haufen Geld. Ein Kriegsrat trat zusammen, um zu beraten, wie man am besten die drei Millionen verstauen täte, damit sie nicht geklaut würden. Man riet hin und her, schließlich kam man auf eine geniale Idee. Von den Millionen darf überhaupt kein Mensch was wissen, nur ein paar. Der Zahlmeister bekommt sie keinesfalls, denn dann werden sie sicher geklaut. Die Millionen wurden also, alles in Scheinen, in eine verschließbare Blechkiste gepackt. Diese bekam den Namen „Dokumentenkiste" und wurde der Sturmkompanie übergeben, und leise flüsterte man sich zu: „Wichtige Kriegsdokumente — Niemand darf was wissen — Ganz geheim!" Zweimal unterstrichen!

Daß da Moneten drin waren, wußte bloß der Brigadestab, ich als Kompanieführer, und meine Zugführer.

Nun wurde eine Instruktion herausgegeben zur Bewachung. Die war sehr einfach. Die Kiste wurde unter das Bett des Stubendienstes gestellt und ihm bei Todesstrafe verboten, das Zimmer zu verlassen, und wenn sich jemand der Kiste in diebstählerischer Absicht nähern wollte, solle er dem Betreffenden den Schädel einschlagen.

Das funktionierte großartig! Wir werden sehen. Eines schönen Tages oder vielmehr einer schönen Nacht hatte die Heeresgruppe Pecheur, die aus ihm und acht Mann bestand, Heeresgruppenabend gemacht. Da wackelte natürlich, wie immer, die Wand. Am nächsten Morgen rückt die Sturmkompanie zum Dienst aus. Heeresgruppenführer Pecheur meinte, er müsse wohl was Schlechtes gegessen haben, er würde selbst den Stubendienst übernehmen. Man war über seinen heroischen Entschluß tief gerührt, bloß der wirkliche Stubendienst nicht.

Ich ließ die Züge allein Dienst machen und ließ sie abrücken. Kannst doch mal die Bewachung der Millionenkiste revidieren, denke ich, und begebe mich in die Baracke. Tür offen — Fenster offen — schönes Sonnenwetter — leichter kühler Luftzug

durchzieht das Zimmer, und auf dem Bett schnarcht Pecheur, und unter ihm steht friedlich die Dreimillionenkiste.

Ich huste — es geschieht nichts. Ich rüttele ihn — es geschieht nichts. Ich halte ihm die Nase zu — er haut mir eins mit der Faust gegen den Unterarm, und sein Schnarchen geht in ein tigerartiges Fauchen über, was mir ganz neu war. Ich gebe der Millionenkiste einen Tritt mit meinem schweren Reitstiefel, daß es knallt. Es geschieht nichts — er faucht weiter. Ich nehme die Kiste hoch und schmeiße sie mit einem furchtbaren Krach auf den Boden, daß es wie eine Handgranatenexplosion knallt. Da legt sich Pecheur langsam auf die Seite,

und von seinen Lippen ertönt langsam: „Gebt — mir — einen — Rum."

Ich schob die Kiste langsam unters Bett, um ihn ja nicht zu stören, und verließ resigniert das Zimmer.

Die Kiste schien gegen Unglücksfälle gefeit zu sein. Bei allen plötzlichen Revisionen stimmte es bis auf den Pfennig genau. So fuhr mit uns die Kiste durchs deutsche Land. Es passierte ihr nichts.

Wir lagen in Oberschlesien, in Ujest. Die Arbeit war wieder mal getan, und wir zogen weiter. Die Bagage stand fertig

zum Anfahren. Treue Mädchenſeelen ſtanden umher, die ihren Sturmſoldaten Lebewohl ſagen wollten. Da kommen zwei Sturmſoldaten und bringen die Millionenkiſte geſchleppt. Ich reite weiter. Die Kompanie tritt an, wir marſchieren ab. Solange es durch die Stadt ging, ritt ich an der Spitze. Als wir draußen waren, ließ ich die Kompanie an mir vorbeimarſchieren, um ſie ein bißchen zu muſtern.

Neben dem letzten Bagagewagen trotteten vier Sturmſoldaten, Karabiner umgehängt, Handgranaten im Koppel. Die Bewacher der Millionenkiſte.

Ich konnte von meinem Gaul aus in den Wagen ſehen. Ich kieke und kieke — keene Millionenkiſte.

„Wo iſt denn eure Kiſte?" rufe ich.

„Auf dem Wagen!" antwortet einer.

„Wo denn?!" frage ich.

Da klettert einer rauf und kiekt und kiekt und brüllt plötzlich: „Die Kiſte iſt ſtehengeblieben!"

„Die verfluchten Weiber!" meinte der andere, „das kommt von der Schwätzerei!"

Obgleich ich gar nicht wußte, wo die Kiſte ſtehengeblieben war, riß ich mein Pferd herum, Sporen rein und im Galopp nach Ujeſt. Auch auf dem holprigen Pflaſter mäßigte ich mein Tempo nicht. Ich komme auf den Markt, und das erſte, was ich ſehe, mutterſeelenallein auf dem Rande des Marktbrunnens — die Millionenkiſte!

Ich runter vom Gaul, die Kiſte anheben, das Schloß nachſehen war eins. Alles dobſche, in Ordnung. Gott ſei's geprieſen, getrommelt und gepfiffen! Heut abend beſauf ich mich.

Ich beſtieg meine Grete, holte die Kiſte hoch und legte ſie auf den Vorderzwieſel und den Hals des Pferdes. Grete machte ein ganz dummes Geſicht, ſchüttelte immer mit dem Kopfe über die eigenartige Belaſtung. Ich kam mir vor wie ein Keſſelpauker, der ſeine Rolle noch nicht richtig kann. Im Schritt ritt ich ab durch die Mitte und pfiff das ſchöne Lied: Muß i denn zum Städtele hinaus. Als ich wirklich draußen war, kommen die vier Verbrecher im Laufſchritt angeſauſt. Sie machten ſich

auf einen mordsmäßigen Anpfiff gefaßt. Als nichts geschah, meinte einer: „Das war aber blamabel."

Ich fand das auch. Übergab ihnen die Kiste und ließ sie sie hinterherschleppen.

Dann kam die schöne Weihnachtszeit. Wir lagen in Biesenthal und zwar alles in Bürgerquartieren. Wir gingen in zwei Törns auf Urlaub. Ich war gerade zum ersten Törn gehörig vom Urlaub zurückgekommen, da erscheint plötzlich in aller Herrgottsfrühe der Brigadezahlmeister mit einem Herrn vom Stabe. Ich saß gerade friedlich beim Morgenkaffee und dachte an nichts Böses.

„Guten Morgen."

„Guten Morgen. Geht's los?"

„Nee, das nicht — aber einen Moment mal bitte," und er wispert mir ins Ohr, „ich soll die Millionenkiste revidieren."

Ich lasse den Adjutanten kommen.

„Wo ist denn die Dokumentenkiste?"

Als Antwort Achselzucken.

„Fragen Sie mal rum!"

Er geht ab. Nach einer Stunde, in der ich den Herren Revisoren unzählige Schnurren erzählt und dementsprechend viele Schnäpse einfiltriert hatte, um ihnen die Zeit nicht lang werden zu lassen, kam der Adjutant mit der wenig tröstlichen Meldung:

„Kein Teufel weiß, wo die Kiste ist."

„Das ist ja lieblich!" meint der Zahlmeister.

„Na, herzlichen Glückwunsch, was machen wir denn nun?" sagte der Offizier vom Stabe.

Ich sah in den Worten der hohen Herren eine Kritik, die ihnen nicht zukam, aber leider nur zu berechtigt war.

„Suchen," sagte ich, „wenn Sie so lange warten wollen."

Aber wie nun?!

Ich ließ Alarm machen. Hornisten und Trommler durchrasten das sonst so friedliche Städtchen. Gäule wurden rausgezogen. Alles rannte. Mordszustand. In zwanzig Minuten stand die halbe Kompanie. Die andere halbe war auf Urlaub.

Nachdem mir gemeldet war, stellte ich mich in Positur und hub an, sehr diplomatisch. „Das hat ja ganz fein funktioniert. Das nächste Mal aber ein bißchen schneller. Ich werde überhaupt in nächster Zeit den Alarm üben. Usw. usw. Im übrigen nebenbei noch eine Frage. Weiß jemand, wo die Dokumentenkiste steht?"

Alles bleibt stumm.

„Ja, Himmelherrgottkreuzmillionenschockschwerenot, wer hat das Luder denn verstaut, als wir einrückten?!"

Da meldet sich einer. Aha, man braucht nur einen ellenlangen Fluch vom Stapel lassen, dann geht's gleich.

„Die ist zum Zugführer vom ersten Zug gekommen."

„Wo ist Tilleſſen?"

„Auf Urlaub."

So, da waren wir wieder mit unserem Latein zu Ende.

Zum Adjutanten: „Butcher, gehen Sie mal in Tillys Quartier und fragen Sie nach."

Der saust ab mit noch einem.

Nach zwanzig qualvollen Minuten kommt er wieder.

„Da steht nischt mehr."

Kinder, Kinder! Was machen wir bloß? Die Millionen sind futsch!

Plötzlich erscheint Fräulein Lotte, der Wirtin Töchterlein, wo Tilly lag, von der man munkelte, sie wäre mit Tilly *sehr* befreundet. Verlegen tritt sie auf mich zu:

„Ach, Herr Hauptmann, da war eben einer bei uns und fragte nach der Blechkiste. Die habe ich mit meiner Schwester zum Pastor gebracht. Als Herr Tilleſſen auf Urlaub fuhr, gab er mir den Auftrag, ich solle sie zum Pastor schaffen, sie wäre für Herrn Wehrmann."

„Soooo? — Vielen Dank, mein liebes Fräulein."

„Wo ist Wehrmann?"

„Auch auf Urlaub."

„Weggetreten!" brülle ich und mit den Worten „Auf, zum Pastor!" nehme ich Kurs auf den Kirchturm, und mit hoher Fahrt folgen im Gänsemarsch der Zahlmeister, der Herr vom Stabe, der Adjutant, der Feldwebel und der Hornist.

Frau Paſtor kriegte keinen ſchlechten Schreck, als wir angerückt kamen.

„Guten Morgen, gnädige Frau. Iſt Ihr Herr Gemahl zu Hauſe?"

„Nein. Iſt was paſſiert?"

„Nee, nee. Ich wollte bloß mal fragen, ob bei Ihnen vielleicht eine Blechkiſte abgegeben worden iſt?"

„Eine Blechkiſte? Nein."

„Für Herrn Wehrmann!" ergänze ich.

„Ich weiß von nichts. Wir können aber mal nachſehen in ſeinem Zimmer."

Frau Paſtor führt an, und wir folgen in die Beletage.

In Wehrmanns Zimmer, was ſehr gut aufgeklart war, anſcheinend weil er nicht da war, gucken wir uns um. Nichts von einer Kiſte zu ſehen. Endlich erkühne ich mich, einen Fußtritt unters Bett zu langen. Und ſiehe da, welch lieblicher Ton! Ich traf was, und es klang blechern.

Im Nu lag ich auf dem Bauche, und ein Jubelgeheul wie ein Schweißfußindianer anſtimmend, hole ich die Kiſte unterm Bett hervor.

Daß wir verdrallte Kerle waren, das wußte Frau Paſtor. Doch jetzt ſchien ihr die Sache nicht mehr ganz geheuer.

„Sie rücken wohl bald ab?" fragte ſie mit etwas verängſtigtem Geſichte.

Ich verſcheuchte alle aus dem Zimmer, und nun wurde die Kiſte von uns drei Überlebenden geöffnet. Die Päckchen waren ein bißchen durcheinandergewirbelt, aber es ſtimmte. Die Millionen waren zur Stelle.

Ich beſchloß, mich aufs neue zu betrinken und Lottchen dazu einzuladen, auch auf die Gefahr hin, in den Ruf eines Caſanova zu kommen.

Und nun kam noch ein Schlager mit unſerer Kiſte.

Man hatte alſo doch den Schandvertrag unterſchrieben, aber unſere Millionen hatte keiner zurückgefordert. Wir löſten das Freikorps auf. Das Etatsjahr war zu Ende. Es war in dieſem glorreichen Revolutionsjahr ſo viel verpinſelt worden, daß es

auf drei Millionen auch nicht mehr ankam. Man machte also einen dicken Strich darunter — und wir waren glückliche Besitzer von drei Millionen, die uns kein Rechnungshof mißgönnte.

Aber ein ganz gottbegnadeter Brigadezahlmeister konnte das Maul nicht halten, und die Kiste kam raus.

Wir benutzten schnell das Geld, unseren braven Männern, die abgingen, eine anständige Treuprämie mit auf den Weg zu geben.

Au Backe, wenn der Zahlmeister nicht gequasselt hätte, und wir die Millionen zum Aufbau des Wikingbundes hätten aufsparen können! Das wäre Sache gewesen!

Junge, Junge, was hätte der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik zu tun bekommen!

Großkampftag bei Sosnowice

Der Kampf war höchst einseitig, denn er wurde nur von unserer Seite ausgeführt. Ich war selbst nicht dabei, ich hörte bloß den Mordsklamauk, weil ich im Nebenabschnitt lag. Am nächsten Tag ritt ich rüber zur dritten, zu meinem Freund und Fähnleinführer Dischler, der die Schlacht geschlagen hatte.

Vorausschicken muß ich noch folgendes. Wir hatten das ganze Polenpack mitsamt dem Kommunistengesindel aus dem Kattowitzer Kohlengebiet über die Brinitza, den Grenzbach, nach Polen getrieben. Wir bezogen längs der Grenze Infanterie- und Maschinengewehrnester und was über die Grenze nach Deutschland hineinwollte, wurde beschossen. Am Tage pendelten auf der einen Seite der Brinitza die deutschen, auf der anderen Seite die polnischen Patrouillen längs. Zu den Mahlzeiten kamen die ausgebürten Kommunisten aus Sosnowice, das auf der Höhe uns gegenüberlag, an den Bach, aus Eichenau, wo wir lagen, kamen deren Frauen und reichten das Mittagessen über den Bach. Von den Polen bekamen sie nichts. Diese wirklich schöne, innige Familienszene machte uns viel Spaß. Wir standen dabei und feixten. Herr Gott, was wurden wir beschimpft! Gottlob verstanden wir kein Wort Polnisch. Wenn aber Blicke und Schimpfwörter hätten töten können, so wäre ich binnen fünf Minuten eine hundertfache Leiche gewesen. Das Wort Perunje spielte dabei eine große Rolle. Damals verstand ich es nicht. Später habe ich es selbst mit großem Erfolg angewandt. Wer wissen will, was es heißt, muß mal in einem polnischen Lexikon nachsehen. Ich verrate es nicht, sonst werden meine Schriften verboten.

Am Abend zog man sich vom Bach auf die Höhe zurück in die Nester, denn dann flogen die Kugeln hin und her. Nur die interalliierten Kommissionen durften die Grenze passieren. Wir machten nun uns den Spaß, diese anzuhalten und die Pässe zu revidieren. Sogar die deutschen Begleitoffiziere waren wütend; das war uns aber Wurscht. Einmal stand ich an der

Brücke, und ein Auto kam von Polen rüber. Die Wache hatte eine Feldbettstelle in den Weg gestellt. Das Auto hält. Der Posten geht ran und sagt: „Bitte Pässe."

Der Begleitoffizier sagt: „Wir sind interalliierte Kommission. Ich begleite den General Le Rond. Wir können überall passieren." Ich guckte mir den Bruder genauer an. So sieht also ein großes ... Ich hätte beinahe was gesagt. Er machte seinem Namen Le Rond, der Runde, absolut Ehre, dachte ich bei mir.

„Ich habe Befehl, zu revidieren", antwortet der Posten.

„Zu welchem Truppenteil gehören Sie?"

„Zweite Marinebrigade Ehrhardt", ist die Antwort.

„Wir fahren weiter."

„Dann schieße ich", sagt gelassen der Posten.

Die Franzosen machen wütende Gesichter. Da sagt der Offizier zu mir: „Wollen Sie nicht eingreifen." Da kam er gerade an den Richtigen.

„Bis jetzt habe ich keinerlei Veranlassung. Ich werde sofort eingreifen, wenn der Posten n i c h t schießt, wenn Sie weiterfahren!"

Die Gesichter wurden noch wütender. Um überhaupt weiter zu kommen, bequemten sich endlich die hohen Herrn, ihre Pässe zu zeigen. Der Posten studierte lange darin herum. Da sagte der französische General: „Beschmutzen Sie ihn nicht."

Aber mein Sturmsoldat war schlagfertig und antwortete: „Im Gegenteil, ich achte darauf, daß ich mich nicht an dem Paß schmutzig mache."

Dann trat er zurück und sagte: „Passez messieurs", denn er war im Nebenberuf Oberleutnant zur See, nur momentan Sturmsoldat, wie noch viele andere seinesgleichen.

Also mein Freund Dischler von der dritten inszenierte die Schlacht von Sosnowice. Er erzählte mir folgendes:

Vor ein paar Tagen wurde auf meinen Posten geschossen. Da wurde mir die Sache zu dumm. Ich ging am nächsten Tage an den Grenzbach und sagte einem polnischen Posten, ich möchte den polnischen Offizier sprechen, der in Sosnowice

kommandiere. Am Nachmittag ließ mir der Ortskommandant von S. sagen, er werde am nächsten Morgen um zehn Uhr kommen. Also schön. Zu der angegebenen Zeit erscheint auf der gegenüberliegenden Höhe eine seltsame Kavalkade. Hoch zu Roß der Führer, dahinter ein ganzer Zug polnische Infanterie. Ich nahm mein Reitstöckchen, sonst nichts und ging allein den Polen entgegen. Am Bach treffen wir uns, er steigt ab und es entspinnt sich auf französisch folgende Unterhaltung.

„Sie haben mich bitten lassen."

„Ich möchte etwas mit Ihnen besprechen."

„Ja, bitte."

„Gestern abend ist von polnischer Seite aus auf meinen Posten geschossen worden."

„Ja. Und?"

„Und?! Und ich werde sofort das Feuer auf Sosnowice eröffnen mit allen Waffen, sobald noch ein Schuß von drüben fällt."

Der Pole lächelt.

„Haben Sie sonst noch Wünsche?"

„Nein."

„Guten Morgen, mein Herr."

Der Rückzug war klassisch. Einer bleibt stehen mit schußfertigem Gewehr, die anderen ziehen los. Nach zehn Metern bleibt der zweite stehen, macht fertig, und der erste rückt ab. Und so weiter. So wurde das wechselvolle Spiel fortgesetzt, bis man Sosnowice erreicht hatte.

Am nächsten Abend sitze ich beim Becker bei einem Schoppen Wein, auf einmal Peng, die Fensterscheibe splittert, ein Schuß fegt in die Wand. So eine Frechheit, mir Kalk von der Wand in meinen Wein zu schmeißen. Ich hebe das Geschoß auf. Es ist ein polnisches. So, mein Herr Pole, du feixt nicht nochmal.

Alarm!

Hornsignale schmettern durch die stille Nacht. Mit der Ruhe ist's vorbei. Ein Hasten und Rennen, ein Klappern und Klirren, Infanteristen rennen vorbei, Minenwerfer fahren auf. In kurzer Zeit sind die Postierungen besetzt.

Ein Hornruf holt die Führer zusammen.

„Also, meine Herren, der Pole hat trotz meiner Warnung heute abend auf uns geschossen. Ich habe mit einem Feuerüberfall gedroht, wenn dies geschähe. Es ist geschehen. Nehmen Sie Uhrzeit. Es ist jetzt zehn Uhr fünf Minuten. Um zehn Uhr fünfzehn beginnt der Feuerüberfall. Aus allen Knopplöchern. Infanterie, schwere Maschinengewehre, leichte Maschinengewehre, Minenwerfer. Die reichen zwar nicht bis rüber, aber schad't nichts; Feldwebel Badewitz, Sie gehen mit zwei Mann Patrouille über die Brinitza, links der Feuerzone, und sehen sich mal ein bißchen um, was da geschieht da drüben. — Alles klar? — Bitte auf Postierungen."

Punkt zehn Uhr fünfzehn fällt der erste Schuß. Und nun geht's los. Gewehrfeuer knattert, Maschinengewehre rasseln, Minen detonieren. Ein Höllenlärm.

Hoffentlich kommt die Artillerie bald.

Diese war auf dem Anmarsch. In Kattowitz hatte die Brigade Wind bekommen. Ein Offizier vom Stabe wird abgesandt. Er saust im Auto heran, überholt die Artillerie und fährt eine runtergelassene Schranke und sein Auto halb zum Teufel.

In höchster Aufregung erscheint er.

„Ja, um Himmelswillen, was ist denn los?"

„Ich löse bloß mein gegebenes Wort ein."

„Ja, seid ihr denn meschugge, bloß um 'ner Wette willen . . ."

„Nee, nee," meint Dischler, „nicht ganz so", und klärt ihn auf.

„Stellen Sie das Feuer ein, das gibt ja eine Mordsschweinerei!"

„Stoppen Sie es meinetwegen ab. Bis zehn Uhr dreißig ist nischt zu machen."

Er saust ab und hält die Artillerie auf, die gerade abprotzen will.

Mit Punkt zehn Uhr dreißig ist Totenstille.

Wir stehen noch rum, von drüben fällt kein Schuß.

Der Herr vom Stabe hat sich wieder zu uns gesellt.

Da erscheint Feldwebel Badewitz.

„Von Patrouille zurück. Herr Kapitänleutnant, so was ist mir noch nie passiert. Die Polen saßen wie eine verdatterte Hühnerschar hinter den Häusern und wagten sich nicht zu rühren."

Alles lacht. Bloß der Herr vom Stabe fragt: „Was, Sie

waren drüben bei den Polen während der Schießerei?"

„Jawohl."

Mit den Worten: „Ich fange an, mich über nichts mehr zu wundern", zog er von dannen. Aus dem Dunkel erscholl noch seine Stimme: „Das gibt diplomatische Verwicklungen."

„Das ist ja gerade der Zweck der Übung!" ruft ihm Dischler nach.

Alarm zurück. Alles in die Quartiere bis auf die Posten.

„So, das war 'ne schicke Kiste. Jetzt können wir in Ruhe beim Becker unsern Wein austrinken."

Die Nacht verlief ruhig.

Am nächsten Morgen gehen unsere Posten an den Bach, als ob nichts geschehen sei. Gegen mittag kommen die polnischen auch. Der eine richtet von seinem Herrn aus, er möchte den deutschen Kommandanten sprechen. Am Nachmittag wird das Treffen verabredet.

Der Pole erscheint. Diesmal ohne Begleitung. Das Lächeln war von seinem Gesicht verschwunden.

„Sie wünschen, mein Herr?" sagt Dischler.

„Ich möchte wissen, warum Sie gestern abend uns beschossen haben."

„Hier dieses polnische Geschoß flog mir beinahe in mein Weinglas. Ich habe mein Wort gehalten, was ich Ihnen gab. Auch nur ein Schuß von Ihrer Seite, und das Feuer beginnt sofort von neuem, diesmal aber auch mit Artillerie."

„Der Schuß ist nicht von meinen Leuten abgegeben, sondern von den Kommunisten."

„Dann entwaffnen Sie die Kommunisten oder schlagen Sie sie tot. Das ist nicht meine Sache."

„Ich werde das Feuer das nächste Mal erwidern."

„Darauf habe ich immer gehofft. Dann werde ich Sosnowice in Trümmer legen. Sie wissen, ich halte Wort."

„Ich danke für Ihr Kommen. Guten Tag."

„Guten Tag."

So, nun ist der Lümmel zahm, denkt Dischler.

Und er war es auch. Kein Schuß fiel mehr von polnischer Seite, so lange wir da lagen.

Das diplomatische Nachspiel kam auch in Form einer interalliierten Kommission, bestehend aus einem Engländer, einem Franzosen, einem Japsen und einem Italiano. Dischler verstand plötzlich kein Wort Französisch mehr und sagte ihnen, sie sollten mal lieber beim Polen nachfragen, das wäre gescheiter.

Und das taten sie auch und ließen sich nicht mehr blicken.

Terrible boys

Wir lagen in Döberitz seligen Angedenkens. Es war nach dem Kapp-Putsch. Man wollte uns auflösen, was glänzend mißlang. Kein Mensch im Deutschen Reich wagte sich an diese zweitausendfünfhundert Landsknechte heran. Es war zu der Zeit, als der neugebackene Reichswehrminister Geßler sich einen famosen Witz leistete. Als nämlich einige rosarote Parlamentarier im Reichstag kategorisch unsere Entwaffnung verlangten, da antwortete er ihnen: „Darf ich die Herren vielleicht dazu einladen?"

Da fuhr eine Ententekommission immer durch Döberitz nach Nauen zur Großfunkstation mit viel Fahrt, viel Staubwirbel und entsprechendem Gestank. Bei unserem Ausrücken zu einer Parade hatte es einmal halten müssen. Die Engländer grüßten unsere Fahne, die alte Kriegsflagge. Aber ein Franzose mit einem fuchsroten Bart drehte sich jedesmal rum, wenn eine Bataillonsfahne vorbeikam. Der Herr konnte seinem Schöpfer danken, daß die Truppe nicht ohne Offiziere war, sonst wäre wahrscheinlich schon damals was passiert.

Eine Filmgesellschaft hatte gebeten, wir möchten uns für einen historischen Film zur Verfügung stellen. Das machte Spaß, wir taten es gern. Es kamen Wagen an voll alter russischer und friderizianischer Uniformen. Auf freiem Felde hoste man sich an, und der Rummel ging los. Wir Offiziere standen drumrum und freuten uns über das fröhliche Bild. Ich kam gerade angeritten, als russische Reiterei mit furchtbaren Pelzmützen eine fulminante Attacke ritt. Den Mann mit dem Kurbelkasten hatte ich gar nicht richtig bemerkt, da höre ich plötzlich ein Jammergeschrei: „Sie sind im Bilde! Sie sind im Bilde!" Daß ich stets völlig im Bilde war, wußte ich, wenigstens bildete ich mir das ein, daß ich aber im Kurbelkastenbilde war, ahnte ich nicht. Ein einsamer Feldgrauer hätte allerdings den Film, der vor zweihundert Jahren spielte, etwas gestört. Resigniert blies der Operateur ab, und der Angriff mußte nochmals gemacht werden.

In der großen Filmerei war eine Pause eingetreten. Alles lag auf dem Rasen und im Straßengraben an der Chaussee herum. Gruppenweise standen die alten Garden auf der Straße und unterhielten sich. Da ertönt plötzlich furchtbares Gehupe, und es erscheinen unsere Freunde, die Interalliierten. Sie hätten schlauer getan, möglichst schnell durchzufahren, aber nein, vielleicht dachten sie wieder mal was zu erschnüffeln, als sie die verdächtigen Uniformen sahen. Vielleicht war es Neugierde, na egal, jedenfalls wurde es ihnen zum Unglück. Im Nu ist das Auto, das ganz langsam fuhr, umringt und muß halten. Einer ruft: „Das ist ja das Schwein, das unsere Fahne nicht gegrüßt hat!" Und nun bezogen die Herren eine regelrechte Rutsche. Ich sah, wie dem rotbärtigen Franzosen liebevoll eine Handvoll Straßendreck ins Gesicht gerieben wurde. Unwillkürlich mußte ich an meine Zeit als Bengel denken, wenn die Schneeballschlacht zum Nahkampf ausartete und wir uns gegenseitig wuschen, wir waren aber doch wenigstens so zartfühlend, Schnee zu nehmen und keinen Straßendreck! Bloß ein alter englischer Kapitän war schnell aus dem Auto gesprungen. Aus Ehrfurcht vor seinen grauen

Haaren tat man ihm nichts. Sich das nette Schauspiel betrachtend wiegte er den Kopf langsam hin und her und sagte bekümmert: „Terrible boys, terrible boys!“

Ich ließ aber die „schrecklichen Burschen“ gewähren, mir zuckte es sogar in allen Fingern, ein bißchen mitzumachen. Aber leider war ich nicht kostümiert, und das hätte zu furchtbaren diplomatischen Verwicklungen führen können. Ich wandte also meine Rosinante, als ich mich genügend an der deutschen Tracht erfreut hatte, die die Herren verpaßt kriegten, und trabte von dannen. Warum haben die Ententefritzen bloß nicht ihre Pistolen gezogen, fragte ich mich. Aber sie waren vielleicht klug gewesen, es nicht zu tun, denn sie mußten sich wohl im klaren sein, daß sie beim ersten Schuß totgeschlagen worden wären. Der gewaschene Franzmann wird wohl das nächste Mal die Fahne grüßen, dachte ich mir.

Also diese terrible boys waren alles Kerle, die sich ihres Wertes bewußt waren. Wer wollte gegen sie etwas machen? Diese zweitausendfünfhundert Männer waren unter ihrer Flagge und unter ihrem Führer, dem sie als Persönlichkeit nachzueifern strebten, zu fest zusammengefügt. Einer für alle, alle für einen. Das alte Sprichwort war bei uns wahr geworden: „Wenn wi dohop hebbt stahn, hätt uns noch nümmes wat dahn!“

Niemand tat uns was. Und wenn jemand uns was tun wollte, so waren die Kameraden gleich zur Stelle. Es gab ja auch so wenig Menschen im Deutschen Reich, die uns liebhatten. Und die uns eigentlich liebhaben sollten, die zeigten es uns nicht, weil sie Angst hatten. So wußten wir, daß wir auf uns selbst gestellt waren, wußten, daß wir uns nur mit eiserner Zähigkeit, sei es, wo auch immer, halten konnten.

Es war nicht zu verwundern, daß wir mißtrauisch geworden waren und wohl manchmal Verrat witterten, wo er nicht vorhanden war. Ein typisches Beispiel dafür ist die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, die allerdings ein bißchen happig ist, aber doch einer gewissen Komik nicht entbehrt. Mancher, der das liest, wird wohl sagen: das ist ja unglaublich! So was

konnte in Deutschland passieren? Aber ich kann nur sagen, es war eben noch Revolutionszeit, und das ist leider von vielen vergessen. So mancher Tropf, dem es wieder sehr gut geht und der wieder viel Geld verdient, sagt heute: Ach, ihr mit eurer vaterländischen Bewegung! Dafür habe ich keinen Pfennig übrig. Ihr schürt ja bloß das Feuer, und ihr seid selbst daran schuld, wenn Gewerkschaften, Reichsbanner und rote Frontkämpfer keine Ruhe halten. Solche Leute möchte ich doch an die Zeit erinnern, als man einen sozialistischen Minister, Neuring, in Sachsen von der Brücke in die Elbe warf und Scheibenschießen auf ihn machte, bis er verglückste, als man einen Oberst Klüber in die Saale warf, ihm die Finger abhackte, als er sich ans Ufer retten wollte und ihn ertrinken ließ! Ja, damals ging diesen Herren ein gewisser Körperteil mit Grundeis, und jetzt haben sie diese Zeit vergessen, in der wir als Träger der vaterländischen Idee in die Bresche springen mußten. Ja, damals waren wir gut genug, den Kopf hinzuhalten und heute hat man keine zehn Mark übrig, wenn wir darum bitten, um unseren Leuten Sportgerät und Kleidung zu kaufen! Das Wort eines Dichters, Börries von Münchhausen, sagt: Gott schütze die Lande vor Zeiten, in denen wir nötig sind! Meine Herren, diese Zeiten werden einmal wiederkommen, dann werden wir vielleicht vergeßlich sein!

Nach dieser kleinen Abschweifung will ich meine Geschichte erzählen, die vielleicht manchem die Worte des alten englischen Obersten entlockt: Terrible boys!

In der Nähe von Döberitz liegt ein Ausflugsort, Finkenkrug. Dahin wanderten auch viele Brigadiers, um sich dort mal zu vergnügen. Es war bereits mehrere Male mit Berlinern, die sich dort auch amüsierten, zu Reibereien gekommen, die uns natürlich bestimmten, nun gerade hinzugehen. Denn das war unser Prinzip: Ihr werdet euch schon an unseren Anblick gewöhnen!

Also ein Unteroffizier und zwei Mann von einer Kompanie des Vierten Regiments wanderten eines schönen Sonntags

nach Finkenkrug. Nachdem sie einige hinter die Binde gegossen hatten, wollten sie wieder ins Lager zurückkehren. Da kamen sie an einer Villa vorbei, und da sagt der Unteroffizier: „Kinder, hier habe ich Bekannte, da wollen wir schnell mal guten Abend sagen."

Gesagt, getan. Sie gehen hinein und stehen plötzlich vor einer Hochzeitsgesellschaft, und die Hochzeit feierte ausgerechnet die Bekannte des Unteroffiziers. Man war über das Erscheinen des Brigadiers sehr wenig erfreut. Und der Herr des Hauses beging die große Dummheit, das den Dreien mit wenig zartfühlenden Worten zu sagen. Er erreichte damit das Gegenteil. Der Unteroffizier sagte: „Nun gehe ich gerade nicht, auf diese Art lasse ich mich nicht behandeln." Zu seinen Begleitern gewandt, sagte er: „Geht man los! Bei euch liegt der Fall ja anders."

Die beiden gingen los. Sie warteten aber draußen, denn sie waren sich im klaren, daß sie ihrem Unteroffizier beispringen mußten.

Nach einiger Zeit verläßt ein Hochzeitsgast das Haus und erscheint bald mit einem Gendarm. Die Brigadiers warten und warten. Niemand kommt heraus.

„Was machen wir nun?" sagt der eine.

„Wir gehen rein."

„Was werden sie bloß mit A. gemacht haben?"

„Ich glaube, sie haben ihn verhaftet und festgesetzt da drin."

„Dann müssen wir ihn raushauen. Wir holen Hilfe."

Und im Laufschritt geht's nach Döberitz. Atemlos kommen sie an und berichten.

„Was? A. festgesetzt? — So eine Unverschämtheit! — Was fällt diesen lächerlichen Zivilisten ein? — Das sind sicher Kommunisten! Den hauen wir raus!" — So ging's hin und her.

Da erscheint der Zugleutnant. „Na, Kinder, was ist denn los?"

Man berichtet ihm schnell. Sein Entschluß ist sofort gefaßt.

„Zwanzig Mann sich klarmachen! Sechzig Patronen. Feldmarschmäßig, ohne Gepäck. In

zehn Minuten klar zum Abrücken!" lautet sein kurzer Befehl.

In fünfzehn Minuten verließen drei Gruppen Infanterie das Lager, an der Spitze mein Leutnant, und nahmen Kurs auf Finkenkrug.

In einer halben Stunde war die bewußte Hochzeitsvilla erreicht. Es war Spätnachmittag, und die Hochzeitsgesellschaft saß beim fröhlichen Schmaus. Sie ahnte nicht des Sängers Fluch, der sich draußen gegen sie vorbereitete.

Der Leutnant ordnete an: „Sie beide bleiben bei mir! Die übrigen mit drei Schritt Zwischenraum das Haus umstellen — Marsch — Marsch!"

Die Gruppen flitzen auseinander.

„Laden und sichern!"

Die Gewehrkammern rasseln. Ruhe.

„Zum Schuß fertig!"

Die Gewehre gehen hoch.

„So weit wären wir", sagte mein Leutnant. „Kommen Sie mit."

Die drei verschwinden in der Villa. An der Spitze der Leutnant. Als man ihm geöffnet hat, läßt er sich an der Türe auf kein langes Palawer ein, sondern geht stracks zu der Tür, aus der der Hochzeitslärm ertönt. Dem Redner, der gerade an der Reihe war, bleibt die Spucke weg, den anderen nicht minder, als plötzlich die drei Bestahlhelmten vor ihnen stehen.

Da fragt der Leutnant kurz: „Wo ist Unteroffizier A.?!"

Der Tollkühnste der Gesellschaft ermannt sich und sagt: „Was erdreisten Sie sich? Was wollen Sie hier?! Machen Sie, daß Sie rauskommen!"

„Wo ist Unteroffizier A. Ich frage zum zweiten Male. Ich frage nur dreimal. Nach dem dritten Male lasse ich schießen, und dann kommt der Unteroffizier!"

Der tollkühne Herr war etwas kleinlauter geworden.

„Der Unteroffizier ist längst aus dem Haus gegangen."

„Das stimmt nicht! Seine Begleiter haben ungefähr zwei Stunden vor dem Hause auf ihn gewartet. Er ist nicht herausgekommen."

„Ja, Herr Leutnant, er ist aber nicht mehr hier im Hause."

„Ich frage zum dritten Male. Wo ist Unteroffizier A.?"

„Wir wissen es nicht."

„Gut, ich lasse jetzt schießen. Nehmen Sie Deckung."

Nach diesen Worten verläßt der Leutnant mit seinen Begleitern das Haus. Bald darauf ertönt das Kommando:

„Legt an — Feuer!"

Krumms. — Die Salve kracht. Die Fensterscheiben splittern.

„Geladen!"

Die Gewehrkammern rasseln. Mein Leutnant zieht die Uhr.

„Fünf Minuten sind rum. Mitkommen!"

Die drei gehen wieder rein. Wie sie den Hochzeitsraum betreten, bietet sich ihnen ein wundersamer Anblick. Neben Glassplittern aller Art liegt die gesamte Gesellschaft auf dem Bauche. Man erhebt sich langsam, bleich und gefaßt.

„Um Gottes willen, Herr Leutnant, hören Sie auf!" sagt der Tollkühne. „Unteroffizier A. ist wirklich nicht bei uns. Sie können alles durchsuchen lassen."

Der Ton war schon ganz anders geworden.

Als sich der Leutnant auf neue Maßnahmen besinnt, kommt einer seiner Leute verschmitzt lächelnd herein und meldet:

„Herr Leutnant möchten mal rauskommen."

„Zu wem?"

„Zum Unteroffizier A."

„Bäh!" sagte der Leutnant nicht, sondern machte bloß so ein Gesicht.

Auf die Salve hin hatte sich allerhand Volk draußen versammelt und auch mehrere Brigadiers waren gekommen, darunter — Unteroffizier A.

Der Leutnant tritt auf ihn zu: „Menschenskind, wo stecken Sie bloß?! Ich denke, Sie sitzen hier gefangen."

„Ich habe mich gütlich geeinigt und bin mit dem Gendarm weggegangen, aber hinten heraus, weil er meinte, wir wollen kein Aufsehen erregen."

Nun hatte er allerdings mit seinem Hintenherausgehen ein ganz anderes Aufsehen erregt.

„Soo? — Da war ja der ganze Zimt gar nicht nötig", meinte der Leutnant.

Zum dritten Male betritt der Leutnant die Villa.

Er räusperte sich und sprach: „Meine verehrten Damen und Herren! Der Fall hat sich zu aller Zufriedenheit aufgeklärt. Ich habe Ihnen ja gleich gesagt, wenn ich schießen lasse, ist der Unteroffizier A. binnen fünf Minuten da. Er ist tatsächlich da! Ich wünsche Ihnen allen einen weiteren gleich fröhlichen Verlauf Ihrer Hochzeitsfeier."

Sprach's, verbeugte sich und verschwand.

Darauf ließ er antreten und rückte ab ins Lager.

Einfach unglaublich! werden viele sagen, die das lesen.

Nein, sage ich, genau so gut hätte der Unteroffizier in Kommunistenhände fallen können, die ihn hätten verschwinden lassen, was uns mehr als einmal passiert war.

Im übrigen, die zwei beiden, die ihre Hochzeit feierten, werden diesen Tag wohl nicht so leicht vergessen.

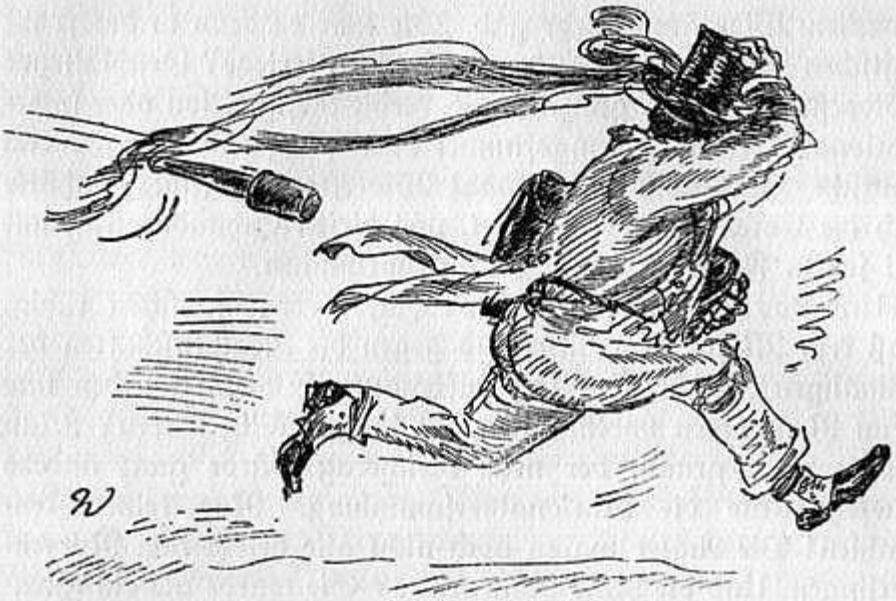
Das Nachspiel kam.

Am nächsten Tage erschienen vor der Stabsbaracke der gesamte Gemeinderat von Finkenkrug unter Führung des Bürgermeisters und des Gendarmen. Als Zeugen sämtliche männlichen Mitglieder der Hochzeitsgesellschaft.

Da habe ich den Kommandeur, Herrn Kapitän Ehrhardt, zum ersten Male wirklich wütend gesehen. Nachdem er alle angehört hatte, wurde der Leutnant geholt. Ich habe der Unterredung nicht beigewohnt, aber der Anpfiff, den er erhielt, war nicht von Kakao. Mit hochrotem Kopf kam er heraus.

Er meinte:

„Macht man nischt, und's passiert was, kriegt man eins auf den Hut. Macht man was, und's ist nischt passiert, kriegt man auch eins auf den Hut. Wie man's macht, ist's falsch."



Streiflichter zum Kapp-Putsch

Man kann sagen, was man will, der Kapp-Putsch hat seine guten Seiten gehabt, die einfach nicht wegzuleugnen sind. Und wenn man die Spießbürger immer wieder hört: Es ging doch alles so schön. Wir waren doch in einem ruhigen Fahrwasser. Was habt ihr denn erreicht? Die Sozis haben sich geeint. Ihr habt die Entente verkrätzt. Dadurch habt ihr erst gezeigt, daß in Deutschland noch Kräfte am Werke sind, die Versailles zerschlagen wollen.

Das ist alles Larifari. Gott sei Dank haben wir das nationale Deutschland wieder aufgerüttelt. Wir haben ihm gezeigt, daß es noch Männer gibt, die eben nicht zu allem Ja und Amen sagen. Manchem, der schon vollkommen zu resignieren drohte, wurde das Rückgrat wieder gestärkt, und er schöpfte Atem. Und die Parteien? Haben wir ihnen nicht den Weg bereitet? Haben wir nicht gezeigt, wozu zweitausend resolute Männer unter einem mannhaften Führer fähig sind? Und die Entente? Warum brummte man uns denn den Versailler Vertrag auf? Weil es in Deutschland überhaupt gar keinen na-

tionalen Widerstand mehr gab. Wie war es denn in der französischen Revolution nach dem verlorenen Kriege? Geschlossener Widerstand auf der ganzen Linie. Keine Resignation oder internationaler Verbrüderungsfimmel oder Pazifismus. Hätte das deutsche Volk auch nur einmal Widerstand gezeigt, so hätte sich die Entente schwer gehütet, uns diesen Schandvertrag mit all seinen Folgeerscheinungen aufzubrummen.

Und das ruhige Fahrwasser? Ja, es war so schön ruhig, daß kein Mann in Deutschland gegen die Machenschaften der damaligen Machthaber sich aufbäumte. Warum wurden uns denn Neuwahlen vorenthalten, die längst fällig waren? Man wußte ganz genau, der neue Reichstag würde ganz anders aussehen als die Nationalversammlung. Nur keine Neuwahlen! Die Ämter waren noch nicht alle besetzt von Novemberlingen. Und die Rote Ruhrarmee? Sie wurde als ein Hirngespinst der Bürger hingestellt, sie existiere überhaupt nicht, hieß es. Da kam der Kapp-Putsch und mit ihm das Aufstehen dieser Roten Armee. Und *wie* stand sie da! Wer die Gefechte bei Botropp usw. mitgemacht hat, weiß ein Lied davon zu singen. Wir konnten unserem Schöpfer danken, daß die Freikorps noch da waren, denen es gelang, die Rote Armee aufs Haupt zu schlagen.

Da sagt man: Ja, wir hatten keine Ahnung. So was muß doch vorbereitet sein. Das kam so plötzlich. Was sollten wir denn machen?

Ja, sollten denn Lüttwitz und Genossen in alle Welt posaunen: Am 13. März marschieren wir nach Berlin? Hier konnte nur die Überraschung Erfolg haben. Aber ihr, die ihr immer redetet, so geht's nicht weiter, ihr durftet eben nicht überrascht sein, sondern mußtet stets bereit sein zum Handeln. Jetzt zeigte sich, wer ist ein Kerl, wer will überhaupt Verantwortung tragen. Ihr wart aber *nicht* bereit dazu! Warum ist denn die Revolution 1918 so prompt gelungen? Weil nach dem Zusammenbruch des großen Apparates, als die oberste Führung aufhörte und keine Befehle mehr gegeben wurden, neunzig Prozent der Führer unfähig waren, *aus sich heraus* zu

handeln, ohne Befehl, auf eigene Verantwortung. Da liegt der Hund begraben. Wir dachten natürlich, daß diese Erkenntnis langsam sich durchgesetzt hätte. Aber wir hatten uns getäuscht. Die Gründe, derentwegen die Revolution 1918 so glänzend gelang, sind genau dieselben, derentwegen der Kapp-Putsch so glänzend in die Binsen ging. Nicht wir waren die Karnickel, sondern ihr, die ihr genau so unentschlossen dastandet, wie im November 1918. Die Vorwürfe mögen bitter sein, aber wahr.

Also unsere Stimmung war gut. Wir hatten einen Führer, der den Teufel aus der Hölle holte, wenn es sein mußte. Wir hatten vor allen Dingen das Vertrauen zu uns selbst.

Es lag was in der Luft. Man las rechte Zeitungen, man las linke Zeitungen. Überall dasselbe: „Die Schweinerei muß eine andere werden!" Aber mit Zeitungsgewäsch änderte man nichts. Wir waren bereit, in die Bresche zu springen. Es wurde uns ja auch nicht schwer gemacht. Noskehunde, Baltikumwegelagerer hieß es im Regierungsblatt, dem Vorwärts. Waren wir nicht Regierungstruppe? Hatten wir nicht unseren Kopf hingehalten auch für das Triumvirat Ebert, Noske, Scheidemann? Hatten wir nicht den Bolschewismus ferngehalten vom Deutschen Reich? Ja, vom ganzen Westen. Welche Tragik! Wir, das besiegte deutsche Volk hatten den Wall gebildet gegen den marschierenden Bolschewismus für unsere infamen, mitleidslosen Gegner, die uns in der gemeinsten Weise beknieten. Und wir Freikorpsleute waren der Sturmbock gewesen dabei. Welche Tragik!

Wir saßen zusammen in der Baracke und klönten.

„Ach Mumpitz," sagt Kern, „wir sind die größten Rindviecher des zwanzigsten Jahrhunderts gewesen. Wir hätten den Bolschewismus rennen lassen müssen. Er wäre weitergewandert nach dem Westen. Wenn nicht, hätten wir zum mindesten einen gleich tiefen Graben gezogen gegen Frankreich, wie es die Russen getan haben. Dort gibt es keine Schnüffelkommissionen."

„Du redest, wie du fühlst, ohne Überlegung", sagt einer.

„Quatsch! Für was hast du dich denn eingesetzt? Für die Entente, der du den Bolschewismus ferngehalten hast. Für eine Regierung, die dich jetzt Noskehund und Wegelagerer im eigenen Blättchen schimpfen läßt, für ein elendes, feiges Bürgerpack, das dich auch beschimpft, weil du mal zu energisch warst."

„Mag sein", sagt Bekurts, der Zugführer. „Wir brauchen keinen Dank. Jedenfalls haben wir unendliches Unheil vom deutschen Volke ferngehalten."

„Um ein noch größeres, jahrzehntelang dauerndes Unheil heraufzubeschwören."

„Roter Hund," sagt Pecheur, „du läßt dich nicht belehren. Du wärst der erste, der am Kandelaber hinge dabei. Den Anblick denke ich mir köstlich, deine lose Zunge so schön herunterhängend bis zum Bauchnabel. Köstlich!"

„Du Viech, Pecheur! Jedenfalls hätte ich mir aber als Henkersmahlzeit ein Ragout von deinem frechen Maul ausbedungen."

„Eins steht fest, so geht's nicht weiter. Wo man hinblickt, brodelt es. Wenn doch mal einer nach Berlin marschieren und die ganze Gesellschaft zum Teufel jagen würde."

„Das kann leicht passieren", sage ich.

„Weißt du was Genaues, Fähnleinführer? Schieß' mal los. Es liegt was in der Luft. Du weißt Bescheid."

„Ich weiß gar nischt. Und wenn ich was wüßte, würde ich euch nischt sagen."

Da kam eine Ordonnanz und brachte einen Befehl. Ich las ihn durch. Alles guckte gespannt auf mich.

„Da ihr Zugführer gerade alle beisammen seid, so will ich euch gleich den Befehl bekanntgeben. Also:

Brigadebefehl.

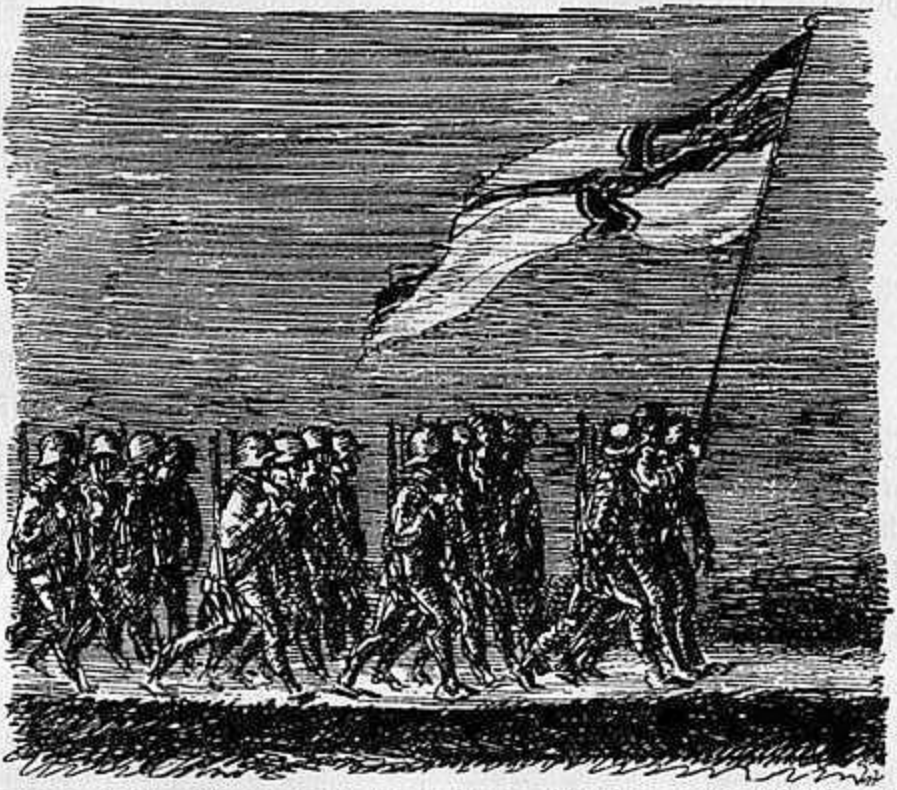
Heute nacht und morgen Übung mit der Reichswehrbrigade. Dritte Sturmkompanie steht mit Spitze Lagerausgang, Richtung Berlin, zwölf Uhr nachts. Sturmgepäck. Pro Mann zehn Handgranaten. Sechzig Schuß. Kleine Bagage."

„Platzpatronen?" fragt einer.

„Schafskopf", sage ich.

Das genügte. Mit einem Freudengeheul sprang alles auf und lief in die Quartiere.

Beim Kapp-Putsch war es genau so wie in der Skagerrakschlacht, das heißt, wie sich beide einem darstellten. Den Umfang und das Ausmaß habe ich erst erfahren aus den Berichten. Erlebt und gesehen habe ich nur einen ganz kleinen Teil



davon. So, wie er war in meinem Erleben, will ich ihn erzählen.

Als wir nachts aus dem Lager herausschwenken, setzt sich ein Auto, das an der Ecke stand, in Bewegung. Ich gebe meinem Gaul die Sporen, um es noch zu erreichen. Es war aber schneller als ich und sauste von dannen.

„Meldet's mal ruhig, daß wir kommen", dachte ich.

Schweigend marschieren wir dahin an der Spitze der Brigade. Befehl: Alles, was aus Berlin herauskommt, weiterleiten; was hinein will, aufhalten!

Ein Auto kommt. Darin sitzen zwei Sipo-Offiziere, die ich kenne. Sie wollen zu Ehrhardt. Wir begrüßen uns. Ich lasse sie weiterfahren ohne Begleitung.

Bald kehren sie zurück. In sausender Fahrt verschwinden sie in Richtung Berlin.

Wieder ein Auto. Generäle darin. Sie werden angehalten. Ich reite heran.

„Wo ist Kapitän Ehrhardt?" fragt einer barsch.

„Hinten", sage ich.

„Warum halten Sie uns an?"

„Weil ich Befehl dazu habe. Wo wollen die Herren hin?" sage ich.

„Zu Kapitän Ehrhardt."

„Jawohl. Mit Bedeckung."

„Die ist nicht nötig."

„Befehl", sage ich. „Type und Ostertun mitfahren."

Die beiden Sturmsoldaten stellen sich zu beiden Seiten aufs Trittbrett, und das Auto fährt ab. Kalt ist's, und die Straße ist gefroren. Wir kommen zu den Pichelsberger Hochbrücken, die einen Holzbohlenbelag haben. Mein Pferd rutscht aus und stürzt. Ich komme mit dem linken Bein darunter zu liegen. Wir kommen aber schnell frei voneinander und sind bald auf den Beinen.

„Schlechtes Zeichen", sagt einer.

„Dazu der 13. März. Cäsarn ging's auch schon dreckig an dem Tage."

„Armer Noske", sagt einer, und das böse Omen war abgeschoben.

Da kommt das Auto von hinten wieder auf. Es wird angehalten. Type meldet mir, daß es passieren kann. Die Herren Generäle sind schon ganz nervös.

„Bitte weiter", sage ich.

Sie gondeln ab.

Ein Ordonnanzreiter kommt angesprengt. Alles soll haltenbleiben zur Kaffeeausgabe.

Wir setzen die Karabiner zusammen. Am Straßenrand sitzen

und stehen die Sturmsoldaten in Gruppen zusammen. Da kommt Ehrhardt im Auto.

„Lassen Sie Ihre Leute zusammenschließen."

Im Nu ist es geschehen.

Kurz in knappen Worten teilt er uns mit, daß wir nach Berlin marschieren. Die Generäle, von Noske gesandt, wollten ihn zur Umkehr bewegen. Er hatte seine Bedingungen gestellt. Hat er bis sieben Uhr morgens am Weichbild der Stadt keine Antwort, so rücken wir ein. Die Sturmkompanie besetzt das Reichswehrministerium.

Gott sei Dank, nun wußten wir Bescheid!

Bald kommt der Befehl zum Aufbruch. Die Brigade marschiert weiter. Die Bedingungen sind abgelehnt, hören wir. Um so besser.

Wir erreichen Berlin.

Da stehen so komische Gestalten. Im Wintermantel. Hüte auf dem Kopf und Gewehre umgehängt. Es ist Charlottenburger Einwohnerwehr. Sie riefen uns zu:

„Gut, daß ihr kommt. Da können wir nun nach Hause gehen."

Wir kommen zum Großen Stern. Oberleutnant Beckurts, der die Spitze führte, läßt mir melden, er sei auf Truppen gestoßen. Ich reite vor. Er verhandelt mit einem Offizier.

„Wo ist Ehrhardt?" fragt dieser.

„Der kommt hinten beim Gros." Er guckt kurz angestrengt in die Richtung, aus der wir kommen, gleich als ob er ihn suchen wollte.

„Soo, dann rücken wir ab", sagt er.

Gesagt, getan.

Jetzt schwenken wir rechts ab in Richtung Reichswehrministerium. Am Rande des Tiergartens gehen wir in Gefechtsformation über, um das Reichswehrministerium, falls Widerstand erfolgen sollte, mit Gewalt zu nehmen. An der Bendlerstraße steht ein Posten vom Sturmbataillon Schmidt.

Ich reite heran.

„Wer seid ihr denn?" fragt er.

„Wir sind Marinebrigade Ehrhardt und wollen ins Reichswehrministerium. Wollt ihr uns den Eintritt verwehren?"

„Wir wissen gar nichts. Man munkelt alles mögliche. Ich will aber mal dem Kommandeur Meldung machen." Damit ging er los. Er schien mir instruiert zu sein.

Ich gehe meine Front lang. An der Ecke des Tiergartens liegt mein Freund Kautter mit seiner Kompanie. Ein großer Zivilist tritt auf uns zu.

„Na, was ist hier los."

Wir erkennen Ludendorff.

„Wir besetzen Berlin", sage ich.

„Gut, denn man los dafür", sagt er.

Im selben Augenblick kommt ein Auto und befiehlt mich zum Kommandeur. Kautter fährt mit. Wir kommen ans Brandenburger Tor. Da steht Lüttwitz mit einigen Zivilisten und Ehrhardt.

„Das sind anscheinend die neuen Minister", sagt Kautter.

Die Regierung ist geflohen, hören wir.

Ehrhardt gibt mir den Befehl, in das Reichswehrministerium einzurücken. Ich besteige wieder das Auto. Im Abfahren höre ich die Regimenter mit klingendem Spiel durch das Brandenburger Tor einrücken.

Ich sammle meine Kompanie.

Unter den Klängen des Liedes „O Deutschland hoch in Ehren" rücken wir vor das Reichswehrministerium. Sturmbataillon Schmidt empfängt uns.

Bagage wird untergebracht. Quartiere sind im Nu gemacht.

Die Sturmkompanie übernimmt die Wache und alle Posten.

Ich verteile die Züge. Maschinengewehre werden in Stellung gebracht, die Geschütze postiert, um nötigenfalls den Bendlerblock zu verteidigen.

Ich glaube kaum, daß er genommen worden wäre.

Ein Mordsbetrieb hub an. Flugblätterkolonnen. Alle möglichen Freiwilligen meldeten sich, die eingestellt sein wollten. Nachschub kam aus Döberitz. Patrouillen wurden losgeschickt, Ansammlungen zerstreut.

Der Generalstreik ist im Gange. Gut so, der hilft uns nur.

Der Norden der Stadt ist in hellem Aufruhr. Man hat bereits Barrikaden errichtet. Ich schicke Zivilaufklärer los.

Wir erhalten Nachricht, daß eine Geheimdruckerei im Gange ist. Tilly mit einem Halbzug wird hingeschickt, sie sich zu betrachten. Mitten hinein in die rote Menge, mit dem Lastauto.

Er kommt durch, haut die Druckerei kurz und klein und kommt zurückgesaust, umschwirrt von Kugeln, ohne einen Verlust.

Ein Propagandamarsch durch die Stadt. Viele frohe Gesichter, die uns zujubeln, aber auch viele verbissene. Gruppen stehen herum, um einen Redner geschart. Wir sprengen sie, fangen die Redner, meist Juden, die gegen Kapp hetzen. Nach einiger Zeit werden sie entlassen, und sie halten keine Reden

mehr. Der kurze Aufenthalt hatte genügt, ihnen diese Scherze zu verleiden. Sie mußten erst mal ihr Achterquartier kühlen.

In Schöneberg ist das Rathaus gestürmt. Eine Offiziersabteilung der Einwohnerwehr war aufgefordert worden, ihre Waffen abzugeben. Man versprach freien Abzug. Sie waren so töricht, es zu tun. Als sie die Autos bestiegen hatten, um abzufahren, warf man diese um und zertrampelte die Männer buchstäblich. Ich wurde hinbeordert. Da wunderten sich die Bestien auch noch, daß wir dazwischenschossen. Es geschah zwar infolge eines mißverstandenen Befehls, der auf die Wut und Erregung meiner Leute zurückzuführen war, aber mir kam es vor wie ein Gottesgericht. —

Wir müssen wieder zurück.

„Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf ein Grab", singen wir.

Von hinten will der Mob den Schluß meiner Kompanie eindrücken und zu entwaffnen versuchen. Eine Salve aus der Maschinenpistole von Leutnant Schulz genügt, die Bande zu vertreiben.

Gerüchte kommen aller Art. Die Geschichte geht schief, die Generäle machen nicht mehr mit.

Ich werde in die Reichskanzlei befohlen. Führerversammlung. Oberst Bauer spricht, dann spricht Wangenheim, dann Jagow. Ein höherer Reichswehroffizier spricht. Man verhandelt, ob man Lüttwitz weiter folgen soll oder nicht. Richtiger Soldatenrat in übelster Form. Wir staunen! Ist denn so etwas überhaupt möglich? Ludendorff erscheint. Imponierend spricht er, noch einmal richtet er den Appell an seine früheren Offiziere, die er im Felde geführt. Er begegnet nur gleichgültigen Gesichtern. Er verschwindet.

Es wird abgestimmt. Niederziehend. Alle lassen Lüttwitz fallen, bis auf drei: Ehrhardt, Lützow und ein Major einer Nachrichtenabteilung.

General v. Oven sprach. Sehr energisch. Er trat für Seeckt ein. Ich durchschaute ihn sofort. Er flog auch bald, wie alle die Herren, die dort Soldatenrat machten.

Ich pirsche mich an Ehrhardt heran und frage leise: „Unten steht der erste Sturmzug. Soll ich alle festnehmen?"

„Nein", antwortet er kurz.

Da richtet sich Ehrhardt auf; wie eine pfeifende Säbelklinge schnitten seine Worte durch die Luft: „Ich rücke aus Berlin aus!"

Diese Gesichter! Erschrockene Menschen habe ich oft gesehen, aber erschrockene Generäle auf einem Haufen zusammen noch nie. Ich mußte unwillkürlich lächeln, obgleich es tatsächlich mehr zum Weinen gewesen wäre.

Und nun ging's los! Man redete auf ihn ein. Man faßte ihn beim Portepee, jetzt in der Stunde der Gefahr dürfe er nicht gehen.

Mit einem sarkastischen Gesicht sagt Ehrhardt: „Unter diesen Umständen will ich bleiben."

Alles atmete erleichtert auf. Man ging auseinander. Seeckt war der kommende Mann.

Wir erhalten Befehl zum Abrücken nach dem Westen Berlins.

Ehrhardt kommt und spricht zu uns. Er klärt uns auf. Die Sache ist verloren. Gescheitert an der Unzulänglichkeit der neuen Führerschaft. Er sagt mir, daß er mit der Sturmkompanie abrücken will.

Plötzlich ist er weg. Keiner kann mir sagen, wo er ist. Da ist was passiert! Ich nehme sechs Sturmsoldaten und bin im Nu vor den Räumen, wo sich Seeckt eingenistet hat. Ein Oberstleutnant fragt nach meinem Begehr.

„Ich suche Kapitän Ehrhardt. Ist er hier?!" frage ich drohend.

Achselzucken.

„Wenn Kapitän Ehrhardt binnen zehn Minuten nicht hier ist," sage ich langsam, „sind der General v. Seeckt und sein Stab meine Gefangenen, und zwar so lange, bis Kapitän Ehrhardt wieder da ist."

Er erschrak sichtlich.

„Wir wissen nicht, wo er ist. Ich werde aber nachforschen." Er verschwindet.

Nach kurzer Zeit bekomme ich die Nachricht, daß Ehrhardt bei der Nachrichtenabteilung spricht.

Gut. Also alles in Ordnung.

Wir rücken ab.

In Richtung Reichstag hören wir schießen.

Viele Menschen auf der Straße. Ich lasse in Straßenräumformation marschieren. Jeder, der nicht Platz macht oder freche Redensarten vom Stapel läßt, bekommt eins aufs Maul. Ich

sehe noch den langen Lucht, wie er einer Berliner Kodderschnauze eine klebte, daß der sich beinahe überschlug. Wundervoll!

Im Westen Halt!

Wir beziehen das Landwehrkasino. Man braucht uns noch. Nur langsam dürfen wir uns verdünnisieren.

Nachts gehe ich Ronde. Vor uns der Bahnhof Zoo. Wenn die Bolschis auf dem Schienenstrang lang kommen, können sie uns fein in die Bude schießen.

Sollte ich noch Posten aufstellen? Ach Schiet! Die armen Kerle haben genug gewacht.

Ich lege mich aufs Stroh. Plötzlich der Ruf „Alarm!"

Ich springe ganz verdattert auf.

„Butcher," sage ich zum Adjutanten, „sieh mal nach, was los ist."

Er kommt wieder. „Alles ruhig", meldet er.

„Wer hat sich denn da in die Hosen gemacht?" fragt Tilly.

Nach kurzer Zeit ruht wieder alles.

Neben mir lag mein Bursche. „Wer hat denn bloß Alarm gemacht?" frage ich.

„Herr Kapitänleutnant selbst. Im Schlafe anscheinend. Es kam ganz gequält heraus", sagt er.

„Dacht' ich's mir doch", sage ich. „Ich träumte, die Bolschis kämen die Bahn lang und überfielen uns. Daß du bloß das Maul hältst," sage ich, „sonst bin ich der Blamierte."

Am nächsten Tag rückten wir ab. Gen Döberitz.

Wieder Halt an den Pichelsberger Brücken. Wieder warten, ob die Bolschis eventuell losschlagen.

Es geschieht nicht.

„Do wärn wi wedder", sagt Becker, der Seemann, als wir uns Döberitz nähern.

„S'war mal was anders", meint einer.

„Vom rein sportlichen Standpunkt aus betrachtet, war es eigentlich riesig nett", wirft ein Dritter ein.

Da sagt Brandsche, das Lästermaul: „Wenn der Fähnlein-führer nicht vom Gaul geplumpst wäre, hätten wir sicher gewonnen."

Wir nähern uns dem Lager.

Da steht der Lagerkommandant mit tief traurigem Gesicht.

Die Kompanie fängt an zu singen. Das schöne Lied steigt: Bin ein fahrender Gesell, kenne keine Sorgen. Als aber der Lagerkommandant den Refrain hört:

Drum immer lustig Blut,
Ein frischer, froher Sinn,
Putsch is futsch
Und Kapp is hin...

da verschwand er spornstreichs, sein greises Haupt schüttelnd.

Wir werfen unſer Sturmgepäck in die Ecke und brennen den Knöſel an.

„Wat mok wi nu?“ ſagt Becker.

„Das will ich dir ganz genau ſagen,“ ſagt Kernſche.

„Warum denn weinen,
Wenn ein Putſch zu Ende geht,
Da ſchon der nächſte
Wieder in Erwartung ſteht.
Man ſagt: Auf Wiederſehn
Und denkt ſich heimlich bloß:
In vierzehn Tagen
Geht ja ſchon der neue los.“

Landsknechte in Oberschlesien 1921

Im Mai 1921 schlug der Pole los. Wir hatten darauf gewartet. Korfanty wußte, daß die Abstimmung zuungunsten Polens ausfallen würde, darum wollte er diese verhindern und eine vollendete Tatsache schaffen. Er hatte aber nicht mit denen gerechnet, die schon lange darauf warteten, ihm an die Kehle zu springen. Dazu gehörten wir.

Der Ruf „Deutsches Volk in Not!" ließ uns alles stehen- und liegenlassen. Was galt uns in diesem Augenblicke Familie, Beruf, Studium oder Schule? Wir Wikinger kannten jetzt nur eins, unseren Eid: Wo deutsches Volk in Not ist, hast du zur Stelle zu sein, dich einzusetzen mit Leib und Leben! Und wir waren zur Stelle.

Wir Wikinger sind alle Soldatennaturen. Uns hatte das Verhandeln, Abstimmen und Protestieren schon lange gewurmt. Der Pole konnte uns keinen besseren Gefallen tun.

Also los dafür.

In den ersten Maitagen überschritten wir als Sturmkompanie Koppe die Oder.

Das geflügelte Wort: Kann ich Millionen aus der Erde stampfen, wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand? war zur Hälfte wahr geworden. Wenn auch keine Millionen da waren, so doch etliche Tausende. Auf die Kornfelder in der flachen Hand legten wir keinen gesteigerten Wert, da gab's genug in Oberschlesien. Uns wäre es lieber gewesen, uns wären Karabiner in der Faust gewachsen.

Alles war tätig. Die Posten einer kriegführenden Abteilung waren im Nu besetzt. Feldwebel, Futtermeister, Quartiermacher, Waffenoffizier, Verpflegungsoffizier, Schreiber und so weiter. Jeder zog los und klaute sich, was er brauchte. Pferd, Feldküche, Ausrüstungsgegenstände, Waffen, soweit wir sie nicht mitgebracht hatten. Unser Feldküchenfahrer war ein richtiger Prinz, der kleine Prinz Lippe. Ein richtiger Pferdejockel. Er

putzte an seinen Gäulen herum, daß es eine Lust war. Er wusch sie sogar, welch nützliches Geschäft er an seinem eigenen Körper peinlich vermied, bis wir ihm mal seine ledernen Reithosen voll Wasser füllten, notabene als er sie anhatte.

Aber man denke nur nicht, daß nun jeder ein Pöstchen besorgen wollte. O nein. Wenn es knallte, war jeder mit vorn. Nur drei mußten zurückbleiben zur Bedeckung unserer Fahrzeuge. Und die schimpften darüber krummer Hund. Das war der Koch, der alte Schnirch, im Alter von siebenundsechzig Jahren, der mit zwei Söhnen gekommen war aus Breslau. Die anderen beiden waren zwei Studenten, die hatten zusammen nur zwei Beine, die anderen waren ihnen im Kriege abgeschossen worden. Hut ab vor den Dreien, mancher Deutsche muß wohl vor denen sich schämen.

Bei meiner langen Kriegserfahrung hatte ich noch niemals erlebt: Abteilungsstärke zweihundertundzehn Mann, Gefechtsstärke zweihundertundsieben Mann.

Ich will nicht von unseren Taten erzählen. Die Geschichte unseres Zuges soll mal später festgelegt werden. Ich will nur hier meinen alten Treuen ein Denkmal setzen, damit sie nicht der Vergessenheit dermaleinst anheimfallen.

Ja, das waren Typen. Mit ihnen hätte ich den Teufel aus der Hölle holen können. Da wurden Stückchen vollbracht, die eben nur diese Burschen fertig bringen konnten. Von ihnen will ich erzählen.

Da war Ulli Koppe. Damals war er gerade Mediziner, mittlerweile wird er wohl alle Fakultäten durch haben und bei der Theologie gelandet sein, da habe ich nun keine Angst mehr um sein Fortkommen. Der meinte, auf so einem Landsknechtszug könnte er viel mehr lernen, als auf der Unität, so sagte er nämlich. Er sagte auch nicht Alkohol, sondern Alikol. Man verspräche sich dann nicht so leicht, wenn man blau sei. Da kam einer von vorn aus der Vorpostenlinie mit dem Rad angesaust. Es war eine mordsmäßige Hitze. Da es eine wichtige Meldung war, hatte er sich die Lunge aus dem Hals gestram-

pelt. Er torkelt vom Rad — machte seine Meldung und — —

Mit dem Seufzerhauche Uh
Stößt ihm eine Ohnmacht zu.

„Na, Ulli, nu zeig mal deine Kunst", sage ich.

Ulli knöppt seinem Patienten den Waffenrock auf und geht weg. Er erscheint wieder mit einem Eimer Wasser und gießt ihn dem Entschlafenen über den Kopf. Der kam aber schnell zu sich.

„Leider läßt sich dieses probate Mittel im Zivilleben nicht immer anwenden", meinte Ulli, wozu ihm jeder Kenner Recht geben mußte.

Ulli war ein tapferer Mann, deswegen hatte sein Zug auch großen Respekt vor ihm. Nach der Schlacht von Lenkau hatten wir das Dorf genommen und gesichert. Von Chissowa her summten die Bienen. Wir saßen auf einer Bank vor einem Hause, und vor uns spritzten die Geschosse auf der Straße. Keiner wollte den Anfang machen und Deckung nehmen. Da peitschte hinter uns ein Geschoß in die Lehne der Bank. Wir verzogen uns langsam hinter das Haus.

„Nun bleib ich grade sitzen", meint Ulli und brannte sich eine neue Zigarette an.

Da war Neese aus Mecklenburg. Haben Sie mal einen Menschen gesehen, der von links ganz anders aussieht wie von rechts? Die Menschen sind selten. Einer davon war Neese. Das war aber kein Geburtsfehler. Unzählige Mensuren waren auf seiner linken Gesichtshälfte verewigt. Die rechte war verschont geblieben. Auch die Nase hatte dabei einen Dreh nach Backbord bekommen.

Ich fragte ihn: „Wo waren Sie denn im Kriege?"

Da sagte er: „Erst war ich Kavallerist. Das war sehr langweilig! Dann wurde ich Infanterist und führte drei Jahre eine Kompanie an der Westfront. Das war nicht ganz so langweilig. Dann wurde ich Kampfflieger und wurde abgeschossen. Da lag ich im Lazarett. Das war furchtbar langweilig. Da kam ich wieder raus, und wie es gerade anfing, interessant zu werden, war der Krieg aus. Das war zu langweilig."

Diesen Mann hätte ich gern mal auf einem Pazifistenkongreß zur allgemeinen Erbauung herumgereicht.

Sein Freund Kurtchen Wege war ein ähnliches Kaliber. Er war auch Kampfflieger gewesen. Ein netter Kerl, wenn er bloß nicht so barbarisch gesoffen hätte.

Er erschien in Oberschlesien in Lackhalbschuhen und lilaseidenen Strümpfchen. Wir mußten gerade abrücken; er packte seinen Rucksack aus und zog sich um in Feldgrau. „Jetzt habe ich doch tatsächlich meine Stiefel vergessen", meinte er. Sieben Stunden mußte er in seinen Schuhchen und Strümpfchen tippeln. Als wir an die Oder kamen, zog er beide aus und warf sie mit tieftraurigem Gesicht ins Aquarium. Dann ging er zum nächsten Polen und requirierte ein Paar Ackerstiefel, die er bis zum Ende des Feldzuges trug.

Als wir in Ratibor lagen, war Schnapsverbot. Man bestellte sich einen Mocca double. Da bekam man in einer Kaffeetasse einen braunen Schnarps gereicht. Wir sagten nämlich damals Schnarps, weil wir eben verdrallt waren. Exzellenz

Koppe, seines Zeichens Futtermeister, war perfekt in dieser Sprache. Er meinte: „Meine Herren, Sie müssen das rrr mehrrr schnurrrren wie in Schnarrps, Korgnarc, Schorkorlarde und Birndfarden; die einzigste Ausnahme bildet Mamelade."

Aber ich will nicht abschweifen.

Also Kurtchen Wege hatte einige Mocca doubles en tasse de blech getrunken und ging nun mit seinem Freund, dem Prinzen Lippe, durch Ratibor, zu neuen Taten bereit. Da kommt ein französischer Offizier geritten.

„Ein polnischer Spion!" schreit der Prinz Lippe, und schon hängt Kurtchen an dem Bein des Franzosen. Im Nu war er vom Pferde gezogen, alle Landsknechte strömten zusammen, und der Franzose bekam eine furchtbare Tracht Prügel. Ratibor war von den Italienern besetzt. Eine starke Patrouille kam und befreite ihren Ententecordialen Bundesgenossen.

Kurtchen ließ sich in eine Auseinandersetzung mit dem italienischen Offizier ein, wobei er demselben mit seinem Reitstöckchen auf den Stahlhelm klopfte und sagte: „Heh, Lazzaroni italieno Spagetti di Torino." Dies faßte der Herr als einen unfreundlichen Akt auf und verhaftete Kurtchen. Am nächsten Tage wurde er entlassen, da man festgestellt hatte, daß er in nüchternem Zustande eigentlich ein ganz netter Mensch war.

Unser Kompaniejüngster war Hans Schwarz. Er war Unterprimaner und einfach ausgebürt von der Schule und von Hause. Er war damals noch ein halber Junge. Beim Sturm auf Lenkau war er mir als Ordonnanz zugeteilt. Im Morgengrauen gingen wir vor, in Schützenreihe im Straßengraben, dann linksum und in breiter Formation auf Lenkau zu. Wir passierten ein hohes Kornfeld, dann kam freies Feld. Der Pole hatte unser Kommen bemerkt, wir bekamen ordentlich Zunder. Sprungweise ging's vor. Langsam wurde es hell. Der Sturm war mir zu riskant über das flache Feld gegen Maschinengewehre. Ich sage zu Hänschen: „Lauf zurück, sie sollen das Dorf fünfzehn Minuten lang mit Artillerie belegen. Hans steht auf und im Laufschritt geht's zurück, ohne sich zu bücken, die

ſummenden Geſchoſſe nicht achtend. Bald brummten die Fünfzehn-Zentimeter-Granaten über uns weg nach Lenkau hinein. Als ſie verſtummten, traten wir an zum Sturm, da war Hans auch ſchon wieder neben mir. Mit blanken Augen ging er neben mir vor. Ich habe den Kleinen bewundert. Später ſagte ein alter Frontſoldat zu mir: „Ich habe den Kleinen bei Lenkau geſehen, ſo aufrecht wäre ich nicht zurückgelaufen. Ein ſchneidiger Bengel. Vielleicht hat er's gar nicht gewußt, wie ernſt es war." Mag ſein, aber ſchneidig war's doch.

Und da war Ohlſchläger. Ihr kennt ihn alle, Kameraden, unſeren Korfanty. Er ſagte keinen Ton, ſondern handelte nur. Er führte ein ſchweres Maſchinengewehr. Im Gefecht konnte er keine Infanteriſten vor ſich ſehen. Immer war er vorn, und nie verſagte ſein Maſchinengewehr. Wißt ihr noch, wie der Pole uns nächtlich überfiel in Großſtein, wie Ohlſchläger ſich am Dorfausgang poſtierte im Kugelregen und die Polen zuſammenhämmerte? Ja, das war ein Soldat!

Bei uns waren auch zwei Eingeborene, gut deutſch, aber mit polniſchem Namen. Kupka und Kowohl. Kupka beſorgte alles. Er ſtahl, da war das Ende von weg! Bewundernswert. Er beſaß auch deswegen keinerlei ſeeliſche Hemmungen. Die Geſchichte, die ich jetzt erzähle, iſt wirklich wahr, ſo unglaublich ſie klingt. Ich habe mindeſtens fünfzig Zeugen.

Wir lagen in einem Dorf, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Plötzlich erhebt ſich auf dem Dorfplatz ein Mordsſkandal. Da ſteht Kupka und ein Pole und krakehlen auf polniſch aufeinander los. Das ganze Dorf ſtand drumrum und wir mit. Anſcheinend kannten ſich die beiden und hatten nun eine politiſche Auseinanderſetzung. Plötzlich zieht der Pole, ein baumlanger, ſtarker Kerl, ſein Meſſer. Kupka zieht die Piſtole, und ehe ſich's der Pole verſieht, hat er drei Schüſſe im Leib. Wir glaubten, er würde zuſammenbrechen, aber nein, das ſchien den Burſchen nicht zu ſtören. Er macht Kehrt und ſauſt ab, desgleichen Kupka nach der anderen Richtung. Plötzlich kommen beide wieder, der Pole mit einer Axt und Kupka mit ſeinem Karabiner. Wir ſtanden wie die Mauern. Daß keiner von uns auf den

Gedanken kam, einzuſpringen! Wie auf Verabredung rührte keiner einen Finger, man wollte die das Duell allein ausfechten laſſen. Wie ſie beinahe aneinander ſind, legt Kupka kurz an, der Schuß kracht und der Pole bricht zuſammen, hat aber noch ſo viel Kraft, die Axt nach Kupka zu ſchleudern, die ihn an der Schulter trifft. Und nun kam das Beſte. Die Frau des toten Polen kommt zu Kupka und ſagt: „Gut, daß du die Beſtie

totgeſchlagen haſt, kannſt bei mir Quartier nehmen." Was Kupka auch tat.

Ja, ja, Politik ſoll man nicht treiben, das verdirbt den Charakter.

Der kleine Kowohl, genannt Apo, weil er mal bei der Abſtimmungspolizei geweſen war, war ein ſchneidiges Kerlchen. Ich ernannte ihn zu meiner Ordonnanz. Wir mußten damals viel marſchieren. Ich hatte nur ein Paar derbe Schuhe

mit, so daß ich abends in meinen Strümpfen rumlief, um meine malträtierten Füße zu erholen. „Wenn ich bloß ein Paar Hausschuhe hätte", meinte ich. Was macht der Apo, er zieht sich Zivil an, setzt sich auf sein Rad und fährt nach Kosel mitten durch die Polen durch! Nach vier Stunden kam er wieder und überreichte mir freudestrahlend ein Paar wunderschöne Hausschuhe. Er war sehr erstaunt, daß er erst mal dafür einen mordsmäßigen Anpfiff bekam.

Unseren Rassenphilosophen Günther will ich nicht vergessen. Er rauchte nicht, er trank nicht. Eine merkwürdige Erscheinung auf dem Gebiete des Putschwesens! Blutdürstig war er allerdings auch, da unterschied er sich nicht von uns. Ich sehe den langen Laban noch übers Feld flitzen in langen Sprüngen und alle zehn Schritt einen Schuß abgeben auf die fliehenden Polen.

Eines Abends hat der Zug Jagow Zugabend. Da wurde enorm gepützt. Jagow ist die Ruhe selbst. Ihm gegenüber sitzt unser Rassephilosoph.

„Was stieren Sie mich denn so an, wie'n Hund, der Fliegen fängt?" fragt Jagow.

„Ich studiere Ihren Schädel."

„Sooo?"

„Sie sind ein nordisch-ostischer Kopf", sagt Günther.

„Und Sie sind ein Schafskopf", sagt Jagow.

Aber so was nahm man nicht übel. Im Gegenteil, der Philosoph fing nun an, seine Behauptung zu beweisen und hielt einen fulminanten Vortrag über Schädelbildung. Der dauerte so eine halbe Stunde. Als er geendet hatte, nahm Jagow langsam seine kurze Pfeife mit der rechten Hand aus dem linken Mundwinkel und sagte: „Kolossal!"

Da war noch einer, seinen Namen will ich nicht nennen, der war wie ein kleines Mädchen, er sah auch so aus. Aber in der Schlacht, da war er alles andere. Zur Abteilung stieß er, als wir gerade im Gefecht lagen bei Großstein. Er begab sich also gleich in die männermordende Schlacht und binnen fünf Minuten bekommt er einen verpaßt, einen Beinschuß. Er kam nach

Krappitz. Da es nur ein Fleischschuß war, kam er bald wieder. Als ich ihn sah, fragte ich:

„Na, was macht Ihr Schuß?"

Da wird er ganz rot und sagt: „Welchen meinen Herr Kapitänleutnant?"

Ich mußte furchtbar lachen, und jeder alte Kadett wird auch lachen müssen, wenn er das liest.

Wir waren ein munteres Völkchen. Und als die deutsche Regierung schlapp machte, die Leitung in Oberschlesien schlapp machte, und verhandelt wurde, daß wir nicht weiter vor sollten, da wollten wir es erzwingen. Ich bin heute noch davon überzeugt, hätten wir ohne Rücksichtnahme auf die Entente die Polen bis an ihre Grenze gehetzt, die Abstimmung wäre anders verlaufen, und das Kohlengebiet gehörte uns.

Wir lagen bei Groß-Strehlitz. Eine so merkwürdige Stellung der feindlichen Brüder war da entstanden, wie sie wohl in der Kriegsgeschichte einzigartig dastand. Im Osten beginnend eine polnische Linie, denen gegenüber Franzosen, die den Polen nach Westen den Weg versperrten. Dann kam eine französische Linie, die uns verwehren wollte, den Polen anzugreifen. Dann kamen wir als vierte Linie. Hinter uns nach Westen zu lagen Italiener, um hinten bißchen aufzupassen, daß da niemand Keilerei anfing. Und dann kamen unsere Reserven als Nummer sechs in der Reihenfolge.

Damit nun die Sache bißchen in Fluß kam, gingen von uns nachts Patrouillen los, umgingen die französische Stellung und pirschten sich auf die polnische Seite. Von dort fingen sie ein furchtbares Schnellfeuer auf die Franzosen an. Die glaubten natürlich, sie bekämen von den Polen Feuer. Leuchtkugeln gingen hoch, die Polen machten Alarm, desgleichen die Franzosen, ein wüstes Geschieße erhob sich. Der Zweck war erreicht, und unsere Patrouillen machten, daß sie schnell wieder rüberkamen. So amüsierten wir uns nächtlicherweile. Die anderen haben nie gemerkt, wer die Störenfriede waren.

Bißchen merkwürdige Befehlsverhältnisse waren da auch. Ich unterstellte mich mit meiner Abteilung niemandem. Ich

war so eine fliegende Abteilung und zog dorthin, wo etwas los war. Als an der Stelle, von der ich oben sprach, nichts mehr zu machen war, beschloß ich mein Heil beim Grafen Magnis zu versuchen. Der wollte bei Ratibor vorgehen. Ich bestelle mir also einen Transport, ziehe meine Postierungen ein, melde nach Krappitz, daß ich abziehe und fahre los. Wir waren gerade bei Roswadze beim Verladen, da kam mein nächsthöherer Vorgesetzter, seines Zeichens Leutnant und Bataillonskommandeur. Er war furchtbar aufgeregt, ich könne doch nicht einfach losziehen, das ginge doch nicht!

„Glauben Sie, mein Lieber, ich mache Grenzschutz für die Franzosen? Ich habe doch keene Schmierseefe gefressen. Entweder geht's vor, oder ich ziehe woanders hin."

Ich sollte doch wenigstens zum Abschnittskommandeur kommen! Das tat ich gerne, denn ich wollte ihm genau so meine Meinung sagen. Wir gerieten aneinander. Ich sagte ihm aber ziemlich herzlos, wenn er die Schweinerei mitmache, die von Berlin befohlen wäre, so solle er es ruhig tun. Ich ließe mich nicht veralbern. Entweder wir jagten den Polen hinaus oder wir kehrten zurück zur Arbeit. Bei Ratibor bezogen wir Quartiere. Wer erscheint plötzlich nach zwei Tagen? Mein Herr Leutnant mit den anderen beiden Kompanien. Ihm war es auch zu dumm geworden.

Das klingt vielleicht alles bißchen unglaublich und disziplinlos. Es zeugt aber von dem Geiste, der in der Truppe steckte. Wir wollten den Polenhunden an die Kehle, die da glaubten, mit dem Leichnam des gefällten Riesen Schindluder treiben zu können. Wir wußten alle, worauf es ankam. Jawohl, wir waren Landsknechte. Aber im besten Sinne für unser Land und unser Volk. Gedankt hat es uns keiner. Wir wollen auch keinen Dank, weil wir nur unsere Pflicht taten.

Und wir gehörten nicht zu einer besonderen militaristischen Klasse. Aus allen Bevölkerungsschichten kamen wir, und das ist für mich der Beweis, daß es nicht schlecht steht um Deutschland. Der nationale Arbeiter hat neben mir gefochten, und so wird jeden deutschen Arbeiter dermaleinst der deutsche Zorn

packen, wenn der Tag der Befreiung kommt, und er wird mit uns mit dem Schwerte alles das wiederholen, was uns der Feind geraubt und internationales Lügnergesindel erschachert hat.

Das Bild der Beerdigung unserer Toten nach dem Gefecht bei Groß-Stein wird mir unauslöschlich im Gedächtnis haftenbleiben.

Unsere Toten waren der Fähnrich von Studnitz und der Student Obermüller. Von einer anderen Abteilung waren gefallen ein Handlungsgehilfe und ein Arbeiter. Nach der Rede des Pfarrers ergriff der Zugführer unseres ersten Zuges das Wort:

„Hier liegen vor uns vier Vertreter der sogenannten Klassen des deutschen Volkes. Zusammengefunden haben sie sich zu gemeinsamer Hilfe, gemeinsam sind sie in den Tod gegangen für ihr Volk, für ihr Vaterland. Der Tod dieser vier Getreuen soll uns und dem ganzen deutschen Volke ein Symbol sein. So wird es sich finden, allen Klassenhaß beiseite schiebend, zu gemeinsamem Handeln in bitterster Not. So muß es werden! In tiefster Not haben diese vier sich gefunden, in tiefster Not findet sich ein Volk."

Die Salven brausten über das offene Grab. Mit entblößten Häuptern sangen wir: „Ich hatt' einen Kameraden."

Nein, nein und abermals nein! Der Krieg ist nicht verloren! Ein neues Deutschland wird aus dieser Not erstehen. Und wir Landsknechte werden dazu gebraucht werden.

Heut noch die Krone des Lebens genießen,
Was schadet's, wenn morgen die Brünnlein fließen,
Die sprudelnden Quellen, heiß und rot.
Landsknecht, dir ward eine Krone gegeben,
Du trägst sie lachend ins lockende Leben,
Du trägst sie lachend in dunklen Tod.

Die Galoschen des Glücks

Während des Krieges wohnte ich mit meinem Freunde Richy Feldt zusammen. Das war ein Sonnenmensch. Er war wohl einer von den wenigen, die keinen Feind hatten. Er kam mit seinem U-Boot nicht wieder. Das war für mich eine trübe Zeit. Viele hatte der Tod aus unseren Reihen gerissen. Aber das ging mir an die Nieren. Sobald man aus See zurückkam, jedes Möbelstück, jedes Bild, jedes Buch erinnerte an ihn. Man hätte heulen mögen.

Da kam die Revolution. Man hatte an Neues zu denken. Die Wohnung wurde aufgegeben. Ich packte die unteren Waschtischfächer aus. Allerlei Stiefel kamen zum Vorschein, darunter ein Paar furchtbar große Gummischuhe. Ich erinnerte mich, daß mir Richy einmal erzählte, die hätte mal einer stehen lassen nach einer Festivität. Er hatte nie rausbekommen, wer es gewesen war. Die Dinger waren ihm zum Fluch geworden. Wenn er mit einem zusammenkam, guckte er ihm auf die Füße, und wenn der ordentliche Quadratlatschen hatte, fragte er ihn, ob er vielleicht ein Paar Gummischuhe bei ihm hätte

ſtehen laſſen. Der Betreffende fühlte ſich natürlich angepöbelt und ſchnappte ein. — Du kannſt ſie vielleicht doch mal gebrauchen, dachte ich und packte ſie ein.

Es kam die Freikorpszeit, da kam man aus den Langſchäftern nicht raus. Ich gab eine kurze Gaſtrolle bei der neuen Reichsmarine und verduftete. Wie das kam, darüber ſchweigt lieber des Sängers Höflichkeit.

Ich fuhr nach Hauſe und packte für München. Dort konſulten wir'n bißchen, wie der Staatsgerichtshof einige Jahre ſpäter feſtſtellte. In München war der Teufel los. Jeder, der auf dem Gebiete des Putſchweſens eine Rolle ſpielen wollte, und das waren nicht wenige, verſammelte ſich in München. Man macht ſich keinen Begriff, was an ausgefallenen Naturen da alles zuſammenkam.

Eines ſchönen Tages regnete es Strippen.

„Aha", denke ich. „Gut, daß du damals die Galoſchen mitgenommen haſt!" Einen Regenſchirm beſaß ich ſeit fünfunddreißig Jahren nicht, ſo alt war ich nämlich gerade. Aber immer, wenn ich mal meine alte Mutter beſuchte, ſagte ſie bei meinem Fortgehen: „Haſt du deinen Schirm nicht vergeſſen?"

Na, alſo kurz und gut, ich hole meine Galoſchen hervor. Bißchen groß. Aber ich ſtecke in jede eine Lage Zeitungspapier und trabe los. Ja, das war natürlich viel zu wenig Papier drin. Ich ſchlampe immer mit den Hacken raus. Das iſt ja furchtbar! Die Hoſen ſtauchen ſich auch noch auf den Hacken. Wenn ich auch nicht von Eitelkeit ſtrotzte, ſo malte ich mir doch ein ſchreckliches Bild von mir.

Im Odeon-Café traf ich die anderen Mitverſchwörer. Wir krempelten Deutſchland von Oſten nach Weſten um, dann wurde es von Norden nach Süden aufgerollt, dann von Süden nach Norden und ſo fort. Nachdem wir feſtgeſtellt hatten, daß Ludendorff ein Nashorn, Ehrhardt ein verkappter Kommuniſt, Pittinger ein armer Irrſinniger, Möhl ein Schlappſchwanz, Eſcherich ein alter Pavian und Hitler ein großer Quatſchkopp ſei, und w i r die einzigſten wären, die Deutſchland retten könnten, konnte man langſam zum Abendeſſen übergehen.

Ich fahre in meine Galoschen, und wir ziehen los. Ausgerechnet gesellt sich zu mir der größte Spötter unserer illüstren Runde.

Ich mache mit meinem Spann so einen Bogen und drücke die Zehen krampfhaft nach unten. Das funktioniert. Die Galoschen schlappen nicht mehr. Aber eine verteufelte Anstrengung. Wer's nicht glaubt, mag es mal probieren. Nach fünfzig Metern habe ich den Krampf in den Füßen und gebe den Kampf auf.

Ich ersinne ein neues Manöver. Ich fange an, so längs zu schlurfen wie ein alter Tapergreis, ohne die Füße vom Boden zu haben.

„Ach, du armer Kerl hast wohl wieder dein Rheuma?" meint mein Begleiter.

„Ja, es ist zum Kotzen, ich kann kaum die Füße heben."

„Die scheinen in der letzten Zeit stark gewachsen zu sein."

„Nee, nee, ich habe von jeher ziemlich große Füße."

„Nennt mal nicht so," ruft mein Begleiter, „Männe hat Rheuma, seht mal bloß, wie er schlurft."

Alles blieb stehen und betrachtete mich mitleidsvoll. Verfluchte Dinger, ich stelle sie einfach in die nächste Hausflur.

Wir kommen im Bratwurstglöckl an. Ich stelle meine Galoschen unter den Kleiderständer, mit der löblichen Absicht, sie stehen zu lassen.

Wir tranken viel Bier und verbesserten aufs neue die Welt. Als ich mal wohin gehen mußte, wo man mal hingehen muß, rief mir einer nach: „Du hast aber schnell dein Rheuma weggesoffen. Laß dir doch deine Kur patentieren!"

Da ich die Galoschen ja stehenlassen wollte, meinte ich: „Ja, komisch, wie weggeblasen!"

Wir beschlossen, in den Zirkus Krone zu gehen. Hitler sprach, große Sache. Die Franzosen hatten wieder mal eine Ferkelei gemacht, was ja damals täglich vorkam, und auch heute noch nicht aufgehört hat, und man machte wieder mal einen flammenden Protest. Da mußte man dabei sein, das gehörte zum guten Putschton.

Ich ziehe meinen Mantel an und will schnell schlitzen. Da schreit einer: „He, Herr Nachbar, Sie hams Ihra Galoschen stehen lassen. I hab mi schon immer gewundert, daß sie Ihna g'hören."

„Vielen herzlichen Dank, Sie sind zu liebenswürdig", sag' ich mit einem sauersüßen Lächeln und ziehe meine Galoschen an.

Vor der Tür ging's Geschlurfe los. Da meinte ich: „Kinder, wir nehmen ein Auto, sonst kommen wir zu spät", um mich nicht gänzlich zu blamieren.

Gut. Auto ran — rin — auf zu Adolf Hitler in den Zirkus Krone.

Ich hatte keine von den Hitlerversammlungen verpaßt, kannte also den Rummel. Mich interessierte nur das begeisterte Publikum. Es folgte Schlager auf Schlager. Klatschen — Gebrülle — frenetisches Jubelgeheul.

Ah, denke ich, jetzt kommen meine Galoschen zu ihrem Recht. Ich ziehe sie aus, nehme in jede Hand einen und klatsche damit Beifall. Großartig!

Als ich meinem Nachbar in meiner Begeisterung mit der Galosche eins unter die Nase wische, muß ich einen „g'scherten Hammel" einstecken und konnte meinem Schöpfer danken, daß er mir keine hinter die Ohren schlug.

Die Sache war zu Ende. Dem Protest wollte man noch eine besondere Flamme aufsetzen und man beschloß, in einem Demonstrationszug nach den „Vier Jahreszeiten" zu ziehen, wo die Herren Franzosen hausten.

An der Hand meiner Galoschen wollte ich auf das Vergnügen, mitzuwirken, verzichten. Schlug mich daher seitwärts in die Büsche und schlurfte voraus. Nachdem sich der Zug formiert hatte, beschloß ich, ihn an mir vorbeidefilieren zu lassen.

„Mitkommen, wer ka Jud ist", schreit einer aus dem Zuge. Ich werde gepackt. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte eben mitdemonstrieren, und schlurfe mitlängs.

Schrecklich, hoffentlich sieht mich keiner.

Und da begann das wirkliche Unglück.

Plötzlich tritt mir einer unter den Klängen vaterländischer Lieder von hinten meine linke Galosche ab.

Wenn ich Hammel doch bloß das Ding hätte schwimmen lassen! Das beste wäre doch gewesen, ich hätte den rechten auch gleich abgeschlenkert, dann war alles gut.

Aber nein, der Teufel reitet mich. Ich will meine Galosche wieder haben. Drehe mich um, bücke mich, stemme mich gegen den Zug. Man denkt, ich will den Zug sprengen und im Nu habe ich ein paar Ohrfeigen, ein halbes Dutzend Rippentriller und einige Tritte in das Achterquartier. Ich will mich natürlich wehren und kriege noch mehr gepflanzt.

Schließlich rette ich mich aus dem Getümmel und renne in einen Hausflur. Und die Ausdrücke, die hinter mir herflogen: Haderlump, Jud, Lausbub waren noch die mildesten.

Und, o Wunder, am rechten Fuß hing noch die übriggebliebene Galosche. Wahrscheinlich hatte ich in meiner Todesangst „Zehen abwärts krümmt" gemacht und so war sie hängen geblieben. Mein Hut war dafür weg. „Kopfhaut seitwärts streckt", hatte ich noch nicht geübt, sonst hätte ich ihn vielleicht gerettet.

Fluchend und pustend lasse ich den langen Zug an mir vorbeiziehen. Ich beschloß, in jede Galosche eine ganze Münchner Neuste zu stoppen, Sonntagsausgabe. Jetzt wollte ich das Schicksal zwingen.

Ich suche meine verlorene Galosche. Nichts zu finden. Na gut, ich laufe hinterher. Nach ungefähr zweihundert Metern, was sehe ich? Meine Galosche. Der Demonstrationszug hatte sie fußballartig so weit wandern lassen.

Ich nehme die Galoschen untern Arm und renne nach den „Vier Jahreszeiten".

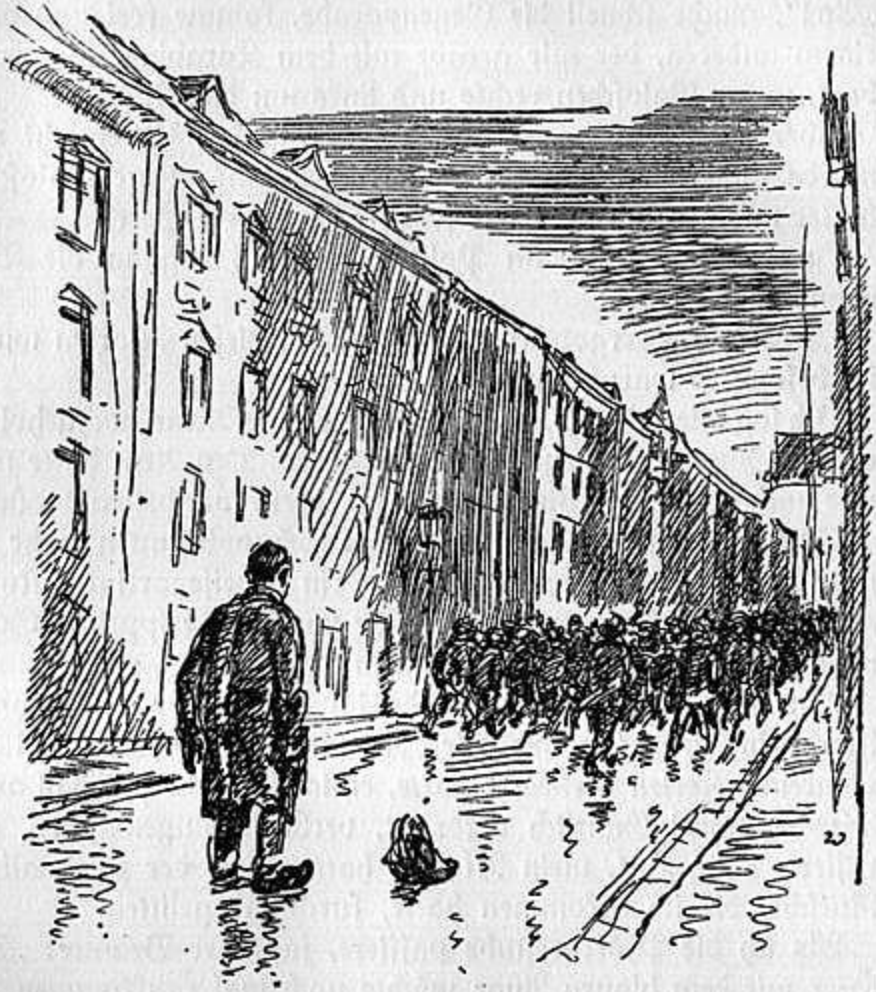
Herr Gott sakra, so ein Klamauk und Krakehl! So was liebe ich, und ich arbeite mich nach vorn.

Der Eingang des Hotels dick mit Schupo besetzt. Klar bei Karabiner, Handgranaten und Gummiknüppel.

Ich bereute bereits mein heldenhaftes Benehmen. Aber ein Zurück war unmöglich. Also brüllte ich mit, weil ich gerade

einen mir bekannten völkischen politischen Gegner bemerkte, dem ich imponieren wollte.

Man drückt immer mehr von hinten und wir nähern uns immer mehr der verhängnisvollen Schupomauer.



Schließlich müssen sie was veranlassen und gehen gegen uns mit dem Gummiknüppel vor. Ausreißen konnte man nicht, denn die Menschenmauer hinter einem wich keinen Zentimeter. Aber mich einfach verzwiebeln lassen? Nee, da kennt ihr meinem Vater seinen Sohn falsch. Gerade bekomme ich wieder einen verwinkt, da haue ich dem Schupo meine Galoschen rechts und links um die Ohren.

„Achtung! Der Kerl hat Handgranaten!“ schreit einer.

„Nehmt den fest, den mit den Totschlägern!“

Und schon packt mich einer mit einem wundervollen Jiu-Jitsugriff und renkt mir beinahe den Arm aus. Ich brülle „Au!“, mache schnell die Gegenparade, komme frei und haue einem anderen, der mir gerade mit dem Karabiner ins Kreuz bort, meine Galoschen rechts und links um die Visage.

Aber es waren zu viele. Ich unterlag der Übermacht und wurde abgeführt. Ein Schupo trug galant meine Galoschen hinter uns her; ich fand das sehr nett von dem Herren.

In der Ettstraße, im Polizeipräsidium, begann die Vernehmung.

„Dös is a Herrgottsakermenter!“, mit diesen Worten wurde ich besonders warm empfohlen.

Ich log wie gedruckt, ich hätte bloß meine Arme hochgehoben, um die Gummiknüppelschläge abzuwehren. Den Arm hätte man mir auch verrenkt! Wir wollten mal sehen, wer bestraft würde!

Es half nichts. Man glaubte den Schupobeamten mehr als mir. Vor allen Dingen, als der eine ein reibeisenartiges Muster auf seiner Backe vorwies, was nur von der gerippelten Sohle meines Gummischuhes herstammen konnte.

Am nächsten Morgen wurde ich nach einer angenehmen Nacht in einer Sammelzelle, die ich mit furchtbar viel betrunkenen Kerlen verbracht hatte, entlassen. Wie sah das arme Tierchen aus! Gänzlich verdreckt, verbeult, ungewaschen, unrasiert, ohne Hut, mein Mantel hatte unter der zweimaligen Rutsche, die ich bekommen hatte, furchtbar gelitten.

Als ich die Pförtnerstube passiere, sagt der Beamte: „Der Herr mit dem blauen Auge möchte noch mal raufkommen. Er hätte was vergessen.“

Der Herr mit dem blauen Auge war ich. Ich ahnte schon des Sängers Fluch. Und richtig, oben drückt man mir meine Galoschen in die Hand.

Ich betrachtete sie resigniert. Durch die Lüfte war ich nicht mit ihrer Hilfe gesegelt wie im Märchen, aber sie hatten mir andere recht reizvolle Stunden verschafft.

Einige sollten erst noch kommen. O Gottogott! Widerstand gegen die Staatsgewalt! Ich konnte gar nicht drüber nachdenken.

Als ich die Isarbrücke passierte, dachte ich an den König von Thule, und beförderte mit einem eleganten Schwung die Galoschen des Glücks in die Isar.

Ich sah sie stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen täten mir sinken ...

Es war zwar bloß die Isar, aber ich war gerade so schön melancholisch und pfiff darum das schöne Lied: Behüt' dich Goooott, es wär' so schön gewesen ...

Da gondelten sie hin, meine Galoschen des Glücks, einer neuen Zukunft entgegen.

Dr. Marbuse

Eines schönen Morgens erschien in unserem Bureau der „Bayrischen Holzverwertungsgesellschaft" ein Kavalier. Weiß der Teufel, wie er unsere Anschrift aufgegabelt hatte. Jedenfalls schien er im Bilde zu sein. Holz wollte er entschieden nicht kaufen. Wir hatten im übrigen auch gar keins. Er behauptete, wegen politischer Vergehen von den Franzosen vertrieben zu sein. Er zeigte auch einige Papiere vor, die einigermaßen stimmten. Wir sollten ihm weiter helfen. Komischerweise verlangte er kein Geld, was sonst bei solchen Herren üblich war.

Wir krochen niemals auf einen Leim, bevor wir uns nicht überzeugt hatten, daß wir nicht darauf kleben blieben, wenn das manchmal auch nicht zu verhindern war. Ich blieb zum Beispiel mal neun Monate kleben. Höchst unangenehm! Wenn also so ein Bruder kam, unangemeldet, war Vorsicht geboten. Es wurde einer abgeteilt, der den Betreffenden beobachten mußte. Diesmal traf das Los unsern Henri.

Das war ein ganz besonders Tüchtiger, völkisch, reaktionär, schlau, klug, gerissen, begabt, belesen (besonders Sherlock Holmes und Karl May). Als Beweis dieser meiner Behauptung möchte ich folgende Anzeige anziehen, durch welche wir ihn entdeckten. Sie erschien eines schönen Tages in der „Deutschen Zeitung" und lautete:

> „Wer beteiligt sich an der Gründung eines Bundes zur Herbeiführung der Reaktion mit allen Mitteln? Nachrichten sind zu richten an den Königlich preußischen Leutnant a. D. Fritz Henri."

Das ist doch allerhand, nicht? Auf diese Anzeige hin wurde er für würdig befunden, in die Artustafelrunde, die da tagte als Holzverwertungsgesellschaft, aufgenommen zu werden. Vor allen Dingen, da er gehört hatte, man könne auch aus Holz Spiritus machen, schien ihm der Gedanke, Kontorist in unserer

Firma zu werden, besonders sympathisch, und war sehr enttäuscht, daß seine Träume nicht in Erfüllung gingen.

Also unserm Kavalier wird bedeutet, er solle morgen wiederkommen. Wo er denn wohne? — In Starnberg. — Wann er denn morgen reinkäme? — Mit dem Zehnuhrzug. — Schön, also auf Wiedersehn!

„Ich traue dem Bruder nicht. Der sprach mir für einen Elsässer zu bayrisch", sage ich. „Also, Henri. Morgen früh erwarten Sie ihn gleich am Bahnhof. Mal sehen, ob seine Angaben stimmen, ob er allein kommt und so weiter. Dann beschatten Sie ihn auf Schritt und Tritt. Morgen abend will ich dann Meldung haben."

„Jawoll, Herr Kapitänleutnant."

Er verschwand.

Ich sage zu Müller: „Hat eigentlich Henri schon mal so was gemacht?"

„Ich glaube nicht. Aber wie ich ihn kenne, wird er sich die größte Mühe geben und seine Aufgabe durchführen."

„Der Kavalier gefiel mir nicht. Da stimmt irgendwas nicht."

„Henri wird das Rätsel schon lösen."

Und er tat es auch. Blendend, aber anders, als wir es uns gedacht hatten. Am Nachmittag bummele ich die Kauffingerstraße lang. Da kommt Henri. Er döst vor sich hin. Ich trete ihm in den Weg, damit er mich rammt. Er ist ganz verdattert.

„Sie denken wohl über den nächsten Putsch nach?" frage ich.

„Nein, ich will mir nur einen Photographenapparat kaufen."

„So? Dazu braucht man doch nicht zu dösen."

„Ich überlegte, wo ich den besten kriege. Der tadellose Aufnahmen macht bei jeder Beleuchtung."

„Wozu denn? Knipsen Sie doch bei Sonne!"

„Ja, den Gefallen tut er mir vielleicht nicht."

„Wer? Der Apparat?"

Da saust er auch schon weg. Verrückter Hund, denke ich.

Am nächsten Morgen will ich mit K. zum Bureau gehen. Da sagt der plötzlich: „Herrgott! Ist das nicht Henri?!"

„Weiß der Teufel, das ist er!" entfährt es mir.

Aber wie ſah das arme Tierchen aus. Von unten nach oben: Ein Paar alte durchlöcherte Schuhe, die ihm viel zu groß waren, ſo wie bei Wilhelm Buſch:

„Ach, wie ſchön ſind doch die Schuhe
Demutsvoller Seelenruhe!"

Dann kamen die Hoſen. Korkzieherartig, ſagt der Fachmann. Farbe unbeſchreiblich. „Bäääſchfarben" ſagen die polizeilichen

Steckbriefe, das heißt auf deutſch: eigentlich gar keine Farbe. Voll Straßendreck mit Wagenſchmierflecken, unten ausgefranſt. Dann kam der Überzieher. Er war mal ſchwarz geweſen, überall abgeſchabt, Ellbogen durchlöchert, darunter ſah man ein blendend weißes Hemd. Das einzig Anſtändige, was er wohl trug. Ein Jackett hatte er nicht an, was wir im Juli

bei dreißig Grad Hitze sehr verständig fanden, wenn man schon einen Überzieher anhat. Der Samtkragen des Überziehers war eine große Speckschwarte. Kragen hast du keinen, dafür aber etwas anderes. Ein prachtvolles, feuerrotes Halstuch um den Hals geschlungen und vorn zu einem mächtigen Knoten geknüpft. Es leuchtete wie der Rote Sand-Leuchtturm.

Ich glaube, selbst der älteste, verkalkteste, senilste, vertrotteltste Bulle hätte sich mit Wutgebrüll auf Henri gestürzt bei dem Anblick dieses Tuches. Auf dem Kopf trug er eine Sixpencemütze, auch Louismütze genannt, benannt nicht etwa nach Louis quatorze, sondern nach einem nicht minder einträglichen Stand. Auch sie war „bääääschfarben", also undefinierbar, und dementsprechend schmierig. Aber noch nicht genug damit. Sein Gesicht und Hände hatte er voll Kohlendreck geschmiert. In der Hand trug er ein in braunes Papier eingeschlagenes Paketchen.

Wir standen wie angewurzelt.

„Heiliger Zäbedäus! Was ist denn in d e n gefahren!?" fragt K.

„Ich glaube, der geht auf Beobachtung. Da müssen wir hinterher. Das wird ein schicker Spaß." Gesagt, getan.

Wir folgen in einiger Entfernung, und richtig, er nimmt Kurs auf den Bahnhof. Dabei schlurfte er in gebückter Haltung längs, als ob er nicht richtig gehen könnte. Auf dem ganzen Wege war wohl nicht einer, der ihm nicht erstaunt nachblickte. Alles ging in hohem Bogen um ihn rum ...

„Ich glaube, der Kerl stinkt dabei auch noch wie ein Wiedehopf", meint K.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, guckte sich die Schaufenster an und markierte so den harmlosen Mitteleuropäer.

Wir lachten uns schlapp.

Wir kamen auf dem Bahnhof an. Hinter einer Ecke faßten wir Posto und beobachteten. Henri ging in einen dunklen Gang und erschien wieder. Wie auf Kommando platzten wir raus. Henri hatte sich, um das Maß voll zu machen, eine blaue Brille aufgesetzt und einen kohlrabenschwarzen Schnurrbart in

die Nase gekniffen. So einen richtigen, schönen, gewichsten Kaisersgeburtstagsschnurrbart, der aber nicht an der Oberlippe, sondern an der Nase hing.

Er sah gottvoll aus.

„Diesem Jaromir möchte ich nicht nachts begegnen", sagt K.

„Na, gute Fuhre, das kann ja noch heiter werden."

Wurde es auch.

Wie wir so stehen und beobachten, sehe ich keine zehn Schritt von uns entfernt eine Gruppe von drei Männern stehen, die sich Henri auch sehr interessiert betrachten.

Plötzlich durchzuckt es mich. Der eine davon war ja unser Kavalier, der uns gestern einen Besuch gemacht hatte und auf den Henri wartete.

„Da steht er ja", sage ich.

„Wer denn?" fragt K.

„Na, unser Kavalier von gestern. Der eine von den dreien da."

„Herrgott, das sind ja Kriminals! Die beiden kenne ich. Der eine hat mich mal verhaftet", sagt K.

Jetzt ging mir ein Seifensieder auf. Also die Kripo hat uns gestern die Ehre gegeben!

„Du, das geht schief. Wollen wir nicht Henri warnen?"

„Um keinen Preis. Jetzt fängt es ja an, interessant zu werden", sage ich. „Das gibt eine Mordsgaudi. Das wollen wir nicht stören."

Also wir warten der Dinge, die da kommen sollen.

Der Zug läuft ein. Wieder ist Henri das Objekt höchst interessierter Betrachtung der Ankommenden. Henri kiekt und kiekt und kiekt, aber kein Kavalier kommt. Der stand bereits hinter ihm. — Der Bahnsteig leert sich. —

Henri dreht sich langsam um und will fortschleichen. Plötzlich sieht er die drei schlicht gekleideten Männer und erkennt dabei seinen Kavalier.

Wie von der Tarantel gestochen springt er auf ihn zu, hebt sein braunes Paket in Gesichtshöhe und peilt darüber hinweg zu seinem Mann.

„Was macht er denn jetzt für einen Blödsinn", fragt K.

„Jetzt hat er eben photographiert", sage ich.

Nun wurde es den drei Herren auch zu dumm.

Henri will sich verziehen, aber schon sind sie bei ihm. Wir schleichen uns heran, damit uns von dem Schauspiel nichts entgeht.

Der eine legt seine Hand auf die Schulter von Henri, mit der andern zieht er einen Ausweis aus seiner Brieftasche und sagt: „Kriminalpo=li=zei."

„Bäh", macht Henri.

„Machns ka Aufsehn, Herr Nachbar. Nehmens erst amal Ihra falsche Brille ab. — So. — Nu steckens Ihren falschen Bart ein. — Soo!"

Die drei betrachten ihn.

„Also soo schauns in Wirklichkeit aus!" meint der eine.

Der Kavalier, alias Kriminal, dreht sich plötzlich um, gibt seinen Kollegen ein Zeichen und verschwindet. Er hatte Henri im Bureau gesehen und erkannt.

Wir bogen uns vor Lachen.

„Ausweis bittä."

„Ausweis? Hab ich keinen", sagt Henri.

„Dös hab ich mir glei g'dacht", meint der Kriminal.

Langsam fährt er mit den Händen an Henris Seiten lang.

„Hoams a Waffen bei sich? — Na? — Ja, was is denn dös? — Nehmens amal die Hände hoch. — Soo. — So ane schöne Browning. — Zeigens mir amal Ihren Waffenschein."

„Waffenschein? Hab ich keinen", sagt Henri.

„Soo? Dös hab ich mir glei g'dacht."

„Was fragens denn dann erst", meint Henri, jetzt auch mobil werdend.

„Darüber sprechen wir nachher im Polizeipräsidium. Wie heißen Sie denn?"

„Henri."

Beruf?"

„Königlich Preußischer Leutnant a. D. Das ham Se sich wohl ooch gleich jedacht."

„Naa, offengeſtanden net!"

„Sagens amal, was habens denn für ane Beſchäftigung?"

„Ich bin Angeſtellter bei der bayriſchen Holzverwertungsgeſellſchaft."

Die beiden Kriminals wechſelten einen Blick.

„So, ſoo. Dös hab ich mir glei g'dacht."

„Nee, mein Lieber," ſagt Henri, „das können Sie ſich gar nicht gleich gedacht haben. Uns kennt keen Menſch."

„Soo? Na alſo, Herr Leitnant, machens ka Aufſehn, Sie ſind verhaftet. Folgen Sie mir nach dem Polizeipräſidium. Im übrigen mache ich Sie darauf aufmerkſam, daß wir bei einem Fluchtverſuch von unſeren Schußwaffen Gebrauch machen."

So zogen alſo Henri, rechts und links ein Kriminal, nach der Ettſtraße. Wir folgten ihnen, bis ſie im Hintertürchen verſchwanden.

Am Nachmittag erſcheint Henri auf dem Bureau. Kreuzfidel, als ob nichts paſſiert wäre.

„Na, haben Sie nun raus, wer der Mann war?"

„Aber ſelbſtverſtändlich!"

„Wer denn?"

„Ein bayriſcher Kriminalbeamter."

„Sooo? Wie haben Sie denn das rausbekommen?"

„Sehr einfach. Ich habe ihn auf dem Bahnhof erkannt. Und da ... und da ... und da habe ich mich verhaften laſſen. Und da ... und da ... habe ich feſtgeſtellt, daß es ein Kriminal war. Ich bin nicht weniger wie fünf Stunden im Polizeipräſidium feſtgehalten worden."

„Soo?"

„Ja, leider läuft jetzt eine Strafanzeige gegen mich wegen unerlaubten Waffenbeſitzes. Und meinen Photographenapparat haben ſie mir auch beſchlagnahmt."

Da klingelt das Telephon.

„Hier Killinger. Holzverwertungsgeſellſchaft."

„Is ſcho recht. Wir wiſſen ſcho Beſcheid. — Hier is Polizeipräſidium. — Sagens doch Ihren Angeſtellten, ſie ſollen

nicht in Maskenkostümen rumlaufen. Vor allen Dingen sollen sie nicht Schußwaffen tragen ohne Waffenschein. Sie ziehen sich bloß Unannehmlichkeiten zu. Im übrigen brauchens nix mehr zu besorgen. Der Pöhner weiß Bescheid. Guten Tag!"

„Danke vielmals. Guten Tag."

Wir konnten uns doch nicht verkneifen, Henris Kriminalfahrt weiter zu erzählen.

Von da ab hieß er Dr. Marbuse.

Ehrhardts Befreier

Er war es nämlich gar nicht, das ist das Komische an der Geschichte. Ich habe Tränen gelacht bei der ganzen Affäre. Wer die wirkliche Befreiungsgeschichte des Kapitän Ehrhardt aus dem Leipziger Gefängnis erfahren will, muß mal seine „Abenteuer und Schicksale" nachlesen.

Also eines schönen Tages klingelt bei mir das Telephon.

„Hier ist..." Ein hoher Politiker! Völkisch, er hatte es, glaube ich, erfunden. Ich mache eine Verbeugung durchs Telephon. Trotz seiner grauen Haare hatte er im kleinen Kreise bereits einige zwanzig Male Revolution gemacht, allerdings nur theoretisch. Die Praxis sieht anders aus, und die sie praktisch machen, sehen auch anders aus..

„Unbedingt sofort sprechen!"

„Ja, wo bitte? Soll ich zu Ihnen kommen?"

„Um Gottes willen! Mein Haus wird umlagert von Kriminals. Keinesfalls."

„Wo denn da?"

Lange Ruhe.

„Haben Sie eben den Knacks gehört im Telephon? Da hört wohl einer mit?"

„Na, wennschon, wir werden wohl uns noch unterhalten dürfen. Das ist doch kein Verbrechen. Ich schlage Palaisteich vor, gegenüber Pollender."

„Schön, aber nur rankommen, wenn uns keiner beobachtet."

„Jawoll, wird gemacht. Auf Wiedersehen!" Ich mache wieder eine devote Verbeugung.

Herr Gott! Sind das Helden! Sie litten alle an einer Art Verfolgungswahnsinn, weil sie x-mal in Gedanken Revolution gemacht hatten und auch in Gedanken die Folgen durchgekostet hatten, und waren nun in eine Art politisches delirium tremens geraten, in dem sie nicht, wie anständige Deliriumtrementisten weiße Mäuse, sondern Kriminalbeamte sahen.

Also ich trabe los zum Stelldichein. Kein Mensch zu sehen. Da tritt hinter einem Busch mein Freund, der Politiker, hervor, nach allen Seiten spähend. Plötzlich springt er wieder hinter den Busch. Ich komme ran.

„Was ist denn los?" frage ich.

„Da! Das Kindermädchen mit den beiden Kindern hat uns gesehen!"

„Ja, wenn Sie solche Faxen machen, dann machen wir uns allerdings verdächtig."

Wir taten nun so, als ob wir spazierengingen. Er erzählt mir folgendes:

„Heute morgen werde ich um sechs Uhr rausgeklingelt. Es meldet sich bei mir ein Fliegerhauptmann König. Er erzählt mir, daß er der Befreier des Kapitän Ehrhardt sei. Seine Komplizen säßen in der Nähe auf dem Lande. Er brauche Geld zum Fortkommen. Fünfzig Millionen und ein Automobil. Fünfzig Millionen! und ein Auto! Wo sollen wir das bloß hernehmen?"

„Verteufelte Geschichte", sage ich und muß furchtbar lachen innerlich. Denn ich kannte meine Pappenheimer, die waren nie bescheiden. Die machten es genau so, wie ich als Leutnant, wenn ich ein paar Tage Urlaub haben wollte. Ich ging zu

meinem Kommandanten und bat um vier Wochen Urlaub. „Sie sind wohl verrückt geworden?" — „Nein, Herr Kapitän, ich will nur Urlaub haben." — „Acht Tage können Sie haben." Ich war's zufrieden, denn ich brauchte ja nur drei. Genau so machten's diese Schwindler.

Ich wußte zwar nicht, wer die wirklichen Befreier des Kapitän Ehrhardt waren. I Gott bewahre! Ich hatte ja an dem Tage friedlich in meinem Bett gelegen, das hatte die Kriminalpolizei einwandfrei festgestellt. Daß aber Musjöh König nicht der Befreier war, wußte ich, na, sagen wir mal, aus einem inneren Instinkt heraus.

„Haben Sie ihm denn Geld gegeben?" frage ich.

„Ja, ungefähr vier Millionen."

Das war viel Geld damals. So ein Hornochse! So 'nem Schwindler soviel Geld zu geben. Das hätten wir zu anderen Zwecken besser brauchen können. Aber warte, mein Freundchen, dafür werde ich dich bißchen piesacken.

„Das ist aber sehr unvorsichtig von Ihnen", bemerke ich. „Wenn die Leute gefaßt werden, so können Sie kolossal reinfliegen."

„Wieso?" sagt er erbleichend.

„Ja, Begünstigung zur Gefangenenbefreiung eines notorischen Hochverräters. Ich glaube, da gibt's sogar einen Paragraphen im Republikschutzgesetz. Zuchthaus."

„Was machen wir denn bloß. Um Gottes willen!"

„Na, ich will mal sehen. Ich bringe die Leute fort. Wo steckt er denn? Kommen Sie, wir wollen hin zu ihm."

„Nein, um Gottes willen, lassen Sie mich aus dem Spiel. Ich will mit der ganzen Sache nichts zu tun haben. Helfen Sie bloß den Männern weiter, daß sie ja nicht erwischt werden."

Na warte, du Held im Kampfgetümmel.

Herr König hatte sich bei einem Herrn ähnlichen Kalibers wie mein Politikus einquartiert. Ich war dort bekannt und wurde sofort zu ihm geführt. Er lag, eine Havanna schmauchend, auf der Chaiselongue und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

„Also, mein lieber Herr Hauptmann, ich bin der und der."

Ich konnte nicht sehen, ob er erfreut darüber war, mich zu sehen, oder nicht.

Ich fuhr fort: „Also, das habt ihr großartig gemacht. Ich gratuliere. Ihr seid ja Prachtkerle!" Er atmete erleichtert auf.

„Wo ist denn der Chef?"

„Mit Motorboot nach Schweden. Wir haben uns von ihm getrennt."

Das stand in der Zeitung. Daß er sich um 180 Grad geirrt hatte in der Richtung, wußte ich, nicht er.

„Wer war denn dabei?" frage ich.

„Tönjes, v. Prince, Götz."

Die standen auch in der Zeitung. „War das der kleine oder der große Tönjes?"

„Der Ingenieur."

Das stand auch in der Zeitung.

„Also der kleine, schmächtige, mit dem rabenschwarzen Haar?"

„Ja, der."

Ihr lieben Putschgenossen, ihr alle kennt ja Tönjes, von d e r Sorte gibt es nur einen. Ungefähr zwei Meter groß und semmelblond.

„Erzählen Sie doch ein bißchen. Wie war es denn?"

„Leider ehrenwörtlich verpflichtet, darüber zu schweigen. Wenn uns der Herr Kapitän Ehrhardt von unserer Schweigepflicht entbunden hat, werden wir erzählen."

Unverschämter Kerl! Aber spielst deine Rolle nicht schlecht.

„Na ja, natürlich, ich will nicht drängen. Wo stecken denn Ihre Männer?"

„Darf ich leider auch nicht sagen."

„Na gut, also fünfzig Millionen. Damit kommen Sie nicht weit. Erst mal vier Mann durchkriegen. Dann muß man doch über die nächsten Monate fortkommen. Also ich verschaffe Ihnen dreihundert Millionen — und das Auto, oder lieber zwei?"

„Nein, nein, eins genügt. Aber ein Viersitzer." Er war ganz

perplex. Das war ja mehr, als er in seinen kühnsten Träumen erhofft hatte. Eigentlich ärgerte ich mich, daß er mich für ein so fulminantes Rindvieh hielt, aber, warte nur, Bürschchen, du wirst staunen über den Schlußakkord des Dramas.

„Also, so schnell wie möglich," fahre ich fort, „morgen früh um elf Uhr Ecke Stübel- und Karcherallee treffen wir uns. Sie holen Ihre Freunde. Ich gebe Ihnen das Geld und das Auto. Dann können Sie lossausen. Der Besitzer des Wagens kommt natürlich mit, der Chauffeur darf nichts wissen. Vielleicht kommen auch zwei Freunde von dem Herren mit, die Sie gern kennenlernen möchten. Stramm national! Totsicher!"

Der falsche Hauptmann ist außer dem Häuschen.

„Wird gemacht, wird gemacht!" sagt er glückselig.

Ich bin bloß neugierig, wie er sich mit seinen zwei Freunden aus der Affäre zieht. Daß die nicht existieren, ist mir klar.

Ich ziehe los, und zwar aufs — Polizeipräsidium. Abteilung I A.

Dort bin ich ein gern gesehener lieber Gast und werde dementsprechend freudig und zuvorkommend begrüßt. Von den Herren Kriminals.

Ich hub an: „Also, meine Herren, bei mir ist ein Herr gewesen, der angibt, Hauptmann König zu heißen, und behauptet, den Kapitän Ehrhardt aus dem Gefängnis befreit zu haben. Sie wissen, meine Herren, ich habe so viel Unglück gehabt, ich habe keine Lust, wieder mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. Wenn ich ihm helfe, fliege ich selbst rein. Also, ich sehe mich gezwungen, den Herrn Ihnen zu übergeben."

Einer feixt, einer bleibt toternst, ich desgleichen.

Alter Fuchs, dachten die sicher, wir kennen dich.

„Ja, aber Sie sind doch ein Freund des Kapitän Ehrhardt. Sie machen sich kein Gewissen draus, den Befreier uns auszuliefern?"

Nanu, denke ich, wo will denn der hinaus. Seine nächste Frage sollte mir Aufschluß geben. Er sagte:

„Ich glaube, ich glaube, Sie wissen, daß Ihr Mann gar

nicht der Befreier ist, sonst würden Sie nicht hierherkommen. Und daraus folgert, daß Sie wissen, wer tatsächlich die richtigen Befreier sind."

Er hatte vielleicht recht, obwohl nicht viel Scharfblick zu diesem Resultat gehörte.

„Nee, ich habe die Schnauze voll, ich habe genug gebrummt", sage ich. „Im übrigen, feine Folgerung, die Ihnen als Kriminal Ehre macht. Aber ich halte den Mann tatsächlich für den Befreier. Wenn ich es nicht täte, so wäre ich gar nicht gekommen. Denn, wenn er nicht der Befreier ist, kann mir doch gar nichts passieren, denn eine Begünstigung zu einer fingierten Befreiung gibt es nicht."

Jetzt waren die über meine Logik platt.

„Ja, das ist richtig. Also los. Wo ist der Mann?"

Ich hatte nun aber noch einen besonderen Scherz mit meinem Politikus vor. Der sollte noch mal auf der Nase schwitzen. Ich sage also:

„Wo er jetzt ist, weiß ich nicht. Aber morgen früh um elf Uhr ist er mit seinen Komplizen Ecke Karcher- und Stübelallee, wo ich ihm dreihundert Millionen und ein Auto zu übergeben versprochen habe. Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag. Sie kommen im Auto, so um elf Uhr fünfzehn Minuten herum. Ich übergebe dem Herrn ein Dreihundertmillionenkuvert, das mit Zeitungspapier gefüllt ist, dann kommen Sie angefahren und nehmen die Burschen fest. — Im übrigen werden wohl seine Komplizen nicht mitkommen, von denen er angibt, sie seien auf dem Land in der Nähe."

„Schön, wir werden mit drei Beamten da sein."

Ich ziehe los zu meinem Politikus.

„Also alles in Butter! Ich habe Geld und das Auto. Morgen früh um elf Uhr treffen wir uns Ecke Karcher- und Stübelallee. Dann ab durch die Mitte."

„Das ist ja großartig!"

„Wollen Sie nicht auch hinkommen? Der Hauptmann König wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Sie haben doch die Sache eingerenkt. Außerdem, wissen Sie, ein historischer Mo-

ment, den Ehrhardtbefreiern die Hand gedrückt zu haben. Was werden Ihre Freunde Sie beneiden", sage ich heuchlerisch, den alten eitlen Pavian reizend.

„Meinen Sie? Ja, ich werde kommen. Das macht mir Spaß, Sie sollen doch auch sehen, wem Sie letzten Endes das Gelingen des Unternehmens mit verdanken."

Also wirste mit verhaftet, denke ich. Mordsidee! Nee, das wäre zu ruppig, so weit wollte ich den Scherz nicht treiben.

„Mm," meinte ich, „alle Vorsicht wollen wir aber nicht außer acht lassen. Wenn der Teufel die Hand im Spiele hat, kommt es manchmal komisch. — Wissen Sie, warten Sie vielleicht so dreißig Meter entfernt, und wenn ich mit dem Taschentuch winke, ist die Luft rein und Sie können rankommen."

„Gut, wir wollen es so machen, man kann nie vorsichtig genug sein!"

Ich ziehe los, das wird eine schicke Sache!

Nach Hause. Hier konstruiere ich ein wunderbares Millionenkuvert, wertbriefartig, als ob es von einer Bank stamme. Darauf schreibe ich: Dreihundert Millionen. Geprüft. Darunter einen großen, unleserlichen Schnörkel.

Ich ziehe los am nächsten Morgen. Am Stelldichein wartet mein Hauptmann, mutterseelenallein. Das wußte ich.

„Guten Morgen. Wo sind denn die anderen?"

„Wissen Sie, Vorsicht ist die Mutter des Porzellanhandels. Ich habe sie lieber draußen gelassen. Sie warten auf mich. Sonst alles in Ordnung?"

„Alles klar", sage ich und überreiche ihm mein Dreihundertmillionenkuvert. Freudestrahlend nimmt er es in Empfang.

„Quittung brauche ich nicht. Ehrensache", sage ich. „Stecken Sie es nur ein. Die Herren mit dem Auto kommen gleich. Der Besitzer hat noch ein paar Freunde mitgebracht, die sich außerordentlich für Sie interessieren."

Ich schlunze herum. Da entdecke ich meinen Politikus zwischen den Bäumen des Großen Gartens. Von Baum zu Baum schleicht er sich näher, wie ein Sioux auf dem Kriegspfade.

Er wartet auf mein Taschentuchzeichen. Ich kann kaum ernst bleiben. Ich gebe natürlich kein Zeichen, obgleich ich stark versucht bin, es zu tun.

Da kommt das Auto. Außer dem Fahrer noch drei unauffällig gekleidete Herren drin. Keine Polizeinummer, also falsche Nummer. Die Herren können sich so was leisten, unsereiner wird dafür eingesperrt.

Sie machen bei uns halt, steigen langsam aus, und treten mit einer stummen Verbeugung näher.

„Kommt noch jemand?" fragt der Anführer.

„Nein, wir sind alle da", sage ich.

Auf einmal ertönt das Kommando: „Hände hoch!", und drei Pistolenläufe sind auf uns gerichtet. König war platt. Er machte sofort hands up.

„Machen Sie mit zum Schein", zischelt mir einer zu, und ich mache Hände hoch. Als das König sieht, guckt er mich mitleidig an.

Aber meinen Spaß wollte ich nicht verpassen. Ich gucke nach meinem Politikus.

Im gestreckten Galopp mit wehenden Rockschößen saust er durch den Wald und entschwindet bald meinen Blicken. Ich fange an, furchtbar zu lachen.

„Warum lachen Sie denn so?" fragt mich der Führer des Kommandos.

„Über unsere eigene Dummheit", sage ich.

Ich nahm neben dem Chauffeur Platz, und ab ging es zum Polizeipräsidium. König wandert ab, und ich wurde mit freundlichen Danksagungen entlassen.

Zu Hause schrieb ich einen Brief.

Sehr geehrter Herr . . . . .

Leider ist die Sache schief gegangen. Ich fange an, die Dresdener Polizei zu bewundern. Sie persönlich haben kolossalen Dusel gehabt, daß Sie nicht mit verhaftet wurden. Gut, daß ich das Zeichen nicht gab. Den anderen haben sie dabehalten. Ich bin wieder entlassen.

Im übrigen rate ich Ihnen, sich bei der alten Herrenriege

des Dresdener Leichtathletikklubs anzumelden. Daß Sie die Waldlaufmeisterschaft spielend erringen werden, steht außer jedem Zweifel.

Ihr ergebener . . . . .

An wen der Brief ging, brauche ich wohl nicht zu sagen. Eine Antwort habe ich niemals darauf bekommen.

Wenn der das Buch lesen wird! Wieder einen Feind mehr! Na maski!

Waffenschiebung

Die Herren „Bürger"; wenn ich das Wort schon höre, wird mir schlecht. Mir schwebt da immer ein dicker Mann vor mit einem Uhrkettenbauch, in dem linken Mundwinkel eine angekohlte pappene Zigarrenspitze, darinnen eine schlechte Zigarre, in der linken Hand zwischen den Wurstfingern eine Skatkarte, in der rechten Hand einen Pott Bier, auf dem Uhrkettenbauch Zigarrenasche, die er, nach unten sehend, wütend betrachtet.

Also die Herren Bürger haben von der Revolution wenig, von der Revolution, die unter der Decke und hinter den Kulissen weiterging, gar nichts gemerkt. Jetzt ist alles befriedet, das Wort alleine verursacht mir Übelkeit; jeder hat sich mit der Tatsache abgefunden, jeder ist froh, wenn er sein bißchen Geld zum Leben zusammenkriegt, jeder hat sich daran gewöhnt, daß wir dem Franzosen täglich, sage: täglich, Millionen in den Rachen schmeißen.

Die schöne Zeit für die Putschisten schien endgültig vorüber zu sein. Es machte gar keinen Spaß mehr, das Leben. Der Pole machte nichts, der Kommunist machte nichts, wir waren auch zu schlapp, die Mark war stabilisiert. Höchst fatal! Unsere Devisen nützten uns nichts mehr. Ehrgeizige Diktatoren

und reiche Bangbüchsen waren leider auch seltener geworden, an die man sich hätte wenden können. Also, wie gesagt, es war eine höchst beschossene Zeit für uns Putschisten angebrochen.

Es war in Dresden, der Hauptstadt Sachsens. Mir Sachsen, mir tun sehr gerne bißchen Revolution machen, aber dann sein mir nich mehr gemietlich, dann sein mir nämlich ungemietlich. Mir schmeißen dann alle glei in de Elbe und schießen druff, wie uff Neueringen. Das ist doch nich etwa gemietlich? A ja!

Wir Dresdener Putschisten hatten nach der verdammigten Stabilisierung der Mark alle ein ehrbar Geschäft in Ruh' anfangen müssen. Höchst fatal.

Ich endete mit einem Schlag meiner Männer in einer Zuckerwarenfabrik. Schöne Sache, zumal wir das Zeug, das da fabriziert wurde, nicht essen brauchten, sondern nur anderen andrehen mußten. Meine Kumpane waren an der Hand eines völkischen Geschäftsführers als Reisende, Kutscher und Arbeiter ebenfalls dort gelandet.

Die Roten und Rosaroten schimpften nicht schlecht über die Hakenkreuzzuckerwarenfirma.

Eines Tages kommt mein Freund Zampo, der als Arbeiter tätig war, zu mir. Es ist zwar nur sein Spitzname, aber ihr Dresdener kennt ihn ja alle zur Genüge.

„Käpten, ich kann Waffen kriegen."

„Großartig! Viele?"

„Soviel, wie wir haben wollen. Gewehre, Pistolen, Handgranaten und Munition die schwere Menge."

„Wo stammen denn die Waffen her?" frage ich.

„Der Vermittler sagt, aus einem kommunistischen Waffenlager."

Es kam ja vor, daß uns von dieser Seite aus Waffen angeboten wurden, aber selten, deswegen war ich immer argwöhnisch. Ich überlegte: Was ist da für ein Pferdefuß dabei? Sollst du dir die Kerle mal ansehen? Sind es Lockspitzel? Vielleicht wollte man uns Wikinger auf den Leim locken?

Ach Schiet!

„Also, Zampo, wir kaufen die Sachen. Dabei müssen wir die Quelle rauskriegen. Wenn wir die haben, heben wir das Lager aus und holen die Waffen ohne Bezahlung. Aber aufpassen, Zampo! Wir dürfen dabei nicht in Teufels Küche kommen. Sie sind ja nicht auf den Kopf gefallen."

„Was soll uns passieren? Die fliegen doch genau so rein wie wir, wenn es rauskommt."

„Wer garantiert Ihnen denn, daß es keine Lockspitzel sind? Die Leute haben wenig zu verlieren, denen kommt es auf eine kleine Erpressung hinterher nicht an. Sind sie ihnen bekannt?"

„Ja, mich kennen sie, auch bei Namen. Aber wohin die Waffen kommen, wissen sie nicht."

„Na, wir werden sehen. Ich gebe Ihnen Geld. Anzahlung von hundert Mark bei Übergabe der Ladung, den Rest nach Überprüfung am nächsten Tage. Sonst lassen Sie sich auf nichts ein."

„Wohin bringen wir die Waffen?"

„Erst mal in den Kistenschuppen hier in der Fabrik, dann werden wir weiter sehen."

Also Zampo zieht los. Er meldet mir, daß die Lieferanten mit meinem Vorschlag einverstanden sind. Es war ausgemacht worden, daß die Lieferanten mit einem Wagen nach einem bestimmten Platz kommen sollten, wo auf unsern Wagen umgeladen werden sollte.

Es funktionierte großartig.

Am Abend sehe ich Zampo mit seinem Freund, dem Kutscher, auf dem Bock unseres Wagens losfahren. Also wir waren bereit, auch Waren zu fahren, die nicht zuckriger Natur waren.

Nach ein paar Stunden kamen sie wieder, unter der Plane lagen die Waffen. Fünfzehn schöne umgearbeitete Karabiner, 08-Pistolen, Handgranaten und ein Haufen Munition. Wir verstauen alles schön im Schuppen.

„Na, was meinten die Fritzen?"

„Sie wollen noch mehr liefern. Wann kann ich den Männern die Restsumme geben?"

„Vorläufig gar nicht. Ich muß rauskriegen, wer die Brüder sind, und wie sie eingestellt sind. Wir wollen mal sehen, was jetzt geschieht."

Am nächsten Tage waren die Herren Zampo auf die Bude gerückt. Als sie hörten, sie sollten mit der Bezahlung noch warten, trat das ein, was ich erwartet hatte. Sie dachten natürlich, wir wollten sie beschummeln. Zampo kam und berichtete.

„Also, als ich sagte, sie müßten noch warten mit der Bezahlung, wurden die Brüder fuchsteufelswild und fingen an zu drohen. Und nun kommt das Beste. Sie wissen, wo die Waffen hingekommen sind. Sie sind uns nachgekommen und haben uns beobachtet."

„Aha!"

„Ich sagte, die Waffen seien längst schon weiter. Da meinten sie, das wäre egal, jedenfalls wüßten sie, wer die Waffen angekauft habe. Was nun?"

„Das sind also ganz gemeine Schweine und keine Kommunisten. Die können so was nicht machen, denn wenn bei denen ein Waffenverkauf rauskommt, dann schlägt man sie tot. Diese scheuen vor nichts zurück, weil sie nichts zu verlieren haben, nicht einmal das Leben. Also es kommt ihnen auch nicht auf eine kleine Erpressung an. Da haben sie aber falsch kalkuliert, die Hunde. Jetzt fangen wir sie. Also Zampo: die Waffen sofort ins Auto. Sie fahren mit nach der Kaserne des Zehnten Regiments. Wir geben die Waffen ab. Schade, aber es geht nicht anders."

Zampo machte ein saures Gesicht, aber sah die Notwendigkeit ein. Ich ging zum Wehrkreis und unterbreitete die Sache dem Generalstabsoffizier, der mir die nötigen Anweisungen gab und auch Geld zur weiteren Durchführung der Angelegenheit. Als ich nach der Fabrik zurückkam, war das Auto bereits beladen, und wir fuhren nach der Kaserne, wo wir unsere „schönen Sachen" abgaben.

„Scheibe, sprach der Großherzog, als er um die Ecke bog", sagte Zampo mit tieftraurigem Gesicht, als die Sachen davongetragen wurden.

„Und die Herzogin ganz leise: Scheibe, Scheibe — Scheibe, Scheibe", fügte ich ebenso traurig dazu.

Wir fuhren nach Hause.

„Also, Zampo," sage ich, „bestelle mal die Brüder hier heraus. Ich will mit ihnen verhandeln."

Am Nachmittag meldet mir Zampo, daß sie da seien. Wir gingen hin. Der eine war ein junger geschniegelter Bursch. Er war der Wortführer und Vermittler. Sein Name war uns bekannt. Der andere, älter, verlebt, mit dunklen Augenringen, war uns dem Namen nach nicht bekannt.

„Also Sie wollen Geld haben?" hub ich an.

„Ja natürlich. Wir wünschen, daß die Bedingungen eingehalten werden."

„Wir wünschen das gleiche. Es fehlen fünftausend Schuß an der ausgemachten Zahl. Also bitte."

„Es waren doch zehntausend Schuß ausgemacht."

„Nein, fünfzehntausend. Nicht wahr, Zampo?"

„Selbstredend fünfzehntausend", sagt der, er war gleich im Bilde.

„Die können wir ja nachliefern", sagt der andere.

„Um so besser. Können wir nicht gleich noch eine Ladung bekommen? Also die fünftausend Schuß werden nachgeliefert, dazu noch fünfzehn Karabiner, hundert Handgranaten und zehn Pistolen. Bei der Lieferung gibt's den Rest der ersten bezahlt und die neue wird auch gleich bezahlt. Es bleibt bei den alten Preisen?"

„Schön, wir sind einverstanden."

„Sagen Sie mal, Sie haben doch gedroht; Sie wüßten schon, wer die Waffen angekauft hätte und so weiter. Was soll denn das bedeuten? Sie sind uns nachgeschlichen und haben spioniert."

„Ja, man muß sich doch sichern."

„Also auf deutsch, wir müssen gewärtig sein, daß Sie uns anzeigen?"

„Wenn wir unser Geld nicht kriegen, scheuen wir vor nichts zurück."

„Wissen Sie, wer ich bin?" frage ich.

„Ja, das wissen wir."

„So, dann sollten Sie auch wissen, daß ich auch vor nichts zurückschrecke. Aber es ist gut, daß ich weiß, was ich bin. Dummheiten hat man meist zu bereuen."

„Was soll das heißen?" fragte der eine.

„Ach, weiter gar nichts. Eine allgemeine Lebensweisheit. Hoffentlich haben Sie keine Dummheiten zu bereuen."

Wir trennten uns.

„Schweine", sage ich zu Zampo.

„Dabei dumme Schweine", sagt Zampo zu mir.

Diesmal durfte ich sie nicht beschummeln. Der neue Transport wird übernommen. Diesmal gleich ins Auto. Ich bezahle. Die Herren sind hocherfreut. Wir ab durch die Mitte, ein paar Male schnell um die Ecke, damit man nicht folgen konnte, und weiter zur Kaserne. Aber etwas hatten die Herren Lieferanten nicht beobachtet, daß nämlich sich drei Wikinger, die ich beordert, sich an ihre Fersen hefteten.

Das müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht rauskriegten, wer die Brüder sind. Wir hatten schon ganz andere Dinge ausgeknobelt.

Am Abend um sechs Uhr hatte ich Berichterstattung angesetzt.

Die drei Wikinger kamen. Die Schieber hatten nach Erhalt des Geldes die Beute geteilt. Zwei waren in ein Café gegangen, wo sie noch saßen und Schnaps tranken, dabei würfelten sie.

Der dritte war mit seinem Handwagen in einem Grundstück in der Nähe der Kasernen verschwunden. Kurz darauf war er wieder rausgekommen, ohne Wagen, und war in ein Haus der Königsbrücker Straße gegangen. In welcher Etage er verschwunden, hatte der Spion nicht feststellen können. Er war aber schnellstens dorthin zurückgesaust, wo der Wagen abgegeben worden war. Er traf im Hof eine Frau, der Wagen stand auch da.

„Guten Tag. Mein Freund hat eben Ihren Handwagen zurückgebracht. Ich soll die Quittung holen, die er vergaß zurückzufordern."

„Was Quittung? Der gibt mir nie 'ne Quittung. Wir kennen uns doch zur Genüge. Sie meinen doch W.?"

„Ja, den meine ich. Da hat er sich vielleicht geirrt. Auf Wiedersehen."

Also soviel hatten wir raus, der eine hieß W. und wohnte dort und dort.

„Wir kriegen es schon raus", sage ich. „Nur Geduld. Es kostet bloß so eine Menge Geld."

Da sagt der Geschäftsführer: „Es ist doch alles im legalen Fahrwasser, wenigstens was uns betrifft. Warum wollen wir nicht die Polizei benachrichtigen. Da kommen wir schneller zum Ziel. Ich werde mal meinen Schwager anrufen, der ist Polizeihauptmann, der kann uns raten."

Also wurde beschlossen, den Schwager mal herzuholen. Er kam auch gleich. Wir erzählten ihm die ganze Affäre. Er lauschte gespannt, als aber der Name W. fiel, wurde er kreidebleich.

„So heißt mein Waffenmeister", sagte er entgeistert.

Wir meldeten alles der Kriminalpolizei. Die Herren Kripos erschienen. Ach, was wollten sie alles wissen! Überall schnüffelten sie. Beim Wehrkreis, in der Kaserne, bei uns in der Fabrik. Aber bei uns war alles in Ordnung.

Wir machten letzten Endes aus, daß ein neuer Transport über den Vertrauensmann bestellt werden sollte, dabei sollte alles hopp genommen werden.

Da wir das letztemal bezahlt hatten, witterten die Schieber nichts Böses.

An einer einsamen Kirche auf der Großenhainer Straße wollten wir die Waffen abnehmen. Der Plan war folgender. Zampo und der Kutscher fuhren hin mit dem Pferdewagen zur Übernahme. Ich folgte eine Viertelstunde später nach mit dem Auto zur Besichtigung und Bezahlung der Waffen.

Wir kommen also angefahren. Und richtig, da stehen die beiden Wagen. Dabei Zampo und der Kutscher und drei Lieferanten.

Im Auto sitze ich neben dem Chauffeur, hinten drin der

Führer der Kripoabteilung. Wir kommen ran und steigen aus. Nach der Begrüßung fange ich an zu besichtigen, da hebt der Kripoführer langsam die Hand und

Da speit das doppelt geöffnete Kirchentor
Sechs Kriminalbeamte auf einmal hervor.

„Hände hoch!" ertönte es, und im Nu waren wir umringt. Dabei konnten wir uns kaum das Lachen verbeißen.

Da sagte einer: „Halt, ich bin auch Polizeibeamter. Hier ist mein Ausweis."

Geahnt hatten wir, wo die Waffen herstammten, nämlich von der Dresdener Schutzpolizei, jetzt hatten wir den endgültigen Beweis.

Wir blieben zurück, während die Kavalkade mit den Gefangenen abzog nach der nächsten Polizeiwache. Der Wagen mit den „schönen Sachen" wurde nunmehr von zwei Kriminalbeamten gezogen und verschwand.

Zampo, der alte australische rabbit trapper, sagte:

„Scheibe, sprach der Großherzog, als das Heer von dannen zog."

„Und die Herzogin ganz leise: Sch...., Sch...., Sch...., Sch....", antwortete ich, denn das war so üblich.

Nun kam das große Nachspiel.

Herr W., Waffenmeister bei der Sipo, war entwischt. Ein Aufpasser, den wir nicht gesehen, hatte ihn gewarnt. Er wurde aber bald darauf gepieckt.

Gerichtsverhandlung. Man wurde verknackt.

Es stellte sich aber heraus, daß eine ganze Menge Waffen fehlten. Nun meinte die hohe Kripo, die hätten wir nicht abgegeben. Man knietschte auf uns rum, aber es war nichts da. Man fand aber Waffen auch an anderer Stelle, die aus derselben Quelle stammten. Die Schieber hatten also nicht bloß uns geliefert.

Freund Zampo schwur Stein und Bein, er hätte nichts. Aber eines schönen Tages, als schon alles halbvergessen war, kam plötzlich die Kriminalpolizei in hellen Haufen und inspizierte die verschiedenen Aufenthaltsörter von Zampo. Und siehe da: Herr Zampo war glücklicher Besitzer einiger „schönen Sachen", die aus dem Lager stammten.

„Na, so eine kleine Provision werde ich mir wohl gestatten können", meinte Zampo.

Die Kriminalpolizei und der Staatsanwalt waren leider anderer Meinung.

Und so stand Zampo eines schönen Tages vor den bewußten Schranken, wo ihn mitleidslose, schwarzbetalarte, bebrillte, energische Gesichter ziehende Feinde der Gemütlichkeit ins Verhör nahmen.

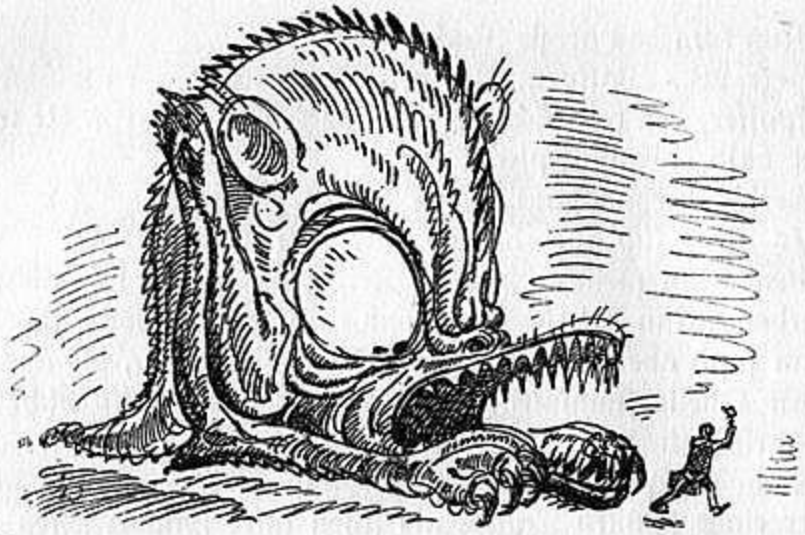
Zampo kam von der Verhandlung zurück und sagte:

„Scheibe, sprach der Großherzog, als er in das Kittchen flog. Mir ham se getouched, Käpten."

„Und die Herzogin ganz leise ...", sagte ich tiefgerührt.

„Ich weiß bloß nicht, soll ich brummen oder bezahlen, Käpten."

„Brummen, Zampo. Ich habe auch kein Geld."



Im Gefängnis

Wenn man mal in die unangenehme Lage kommen sollte, in ein solches Sanatorium zu kommen, so muß man die feste Absicht haben, Philosoph zu werden, wenn sich die Tore hinter einem geschlossen haben. Man kann sich zum Beispiel einbilden, man wäre plötzlich ins Kloster gegangen, da kann man auch nicht vor die Tür gehen. Wenn sich Tore hinter einem schließen in ungekehrtem Sinne, kann man ja wieder seine Philosophie aufgeben.

Wenn man nicht die Fähigkeit hat, sich in der Gefangenschaft zu beschäftigen, so kann es schlimm werden. Wenn ich zum Beispiel Untersuchungsrichter wäre, ich würde einem ganz Glasharten nichts geben, rein gar nichts. Kein Buch, keine Zeitung, keine Briefe, kein Schreibzeug, nichts zu basteln, bloß ein Stück Seife und ein Handtuch. Nach drei Monaten ist der bereit, zwanzig Morde einzugestehen, und wenn er bloß ein paar Äppel geklaut hat.

Also ich war, nachdem ich eingerichtet war, immer beschäftigt. Ich hatte mir meinen eigenen Tagesfahrplan eingerichtet.

Bevor das Gefängnis erwachte, stand ich auf. Wie Gott mich geschaffen hatte, bloß bißchen größer war ich inzwischen

geworden, müllerte ich, heute nennt man es mensendieken, nach meinem eigenen System eine halbe Stunde lang, bis ich in Schweiß gebadet war. So hielt ich mich einigermaßen bei Kräften. Ein besonderer Sport war es, an der Ummauerung meines Ofens Klimmzüge zu machen an den Fingerspitzen. Man konnte nie wissen, unsere Gefängnismauer war verteufelt hoch. Ich habe durch diese Übung seinerzeit eine unglaubliche Fingerkraft bekommen. Wenn ich später meinen Koffer trug, machte ich bloß meine Fingerspitzen krumm und hing den Koffer dran, wie an einen eisernen Haken. Ich konnte ohne Ermüdung stundenlang so traben.

Dann kam das große Waschen. Eiskalt am ganzen Körper. Darauf wurde rasiert, Bett gemacht, aufgeklart.

Um sieben Uhr klingelte es, und der allgemeine Betrieb begann.

Die Aufseher kommen, Schlüssel klappern, die Schänzer flitzen hin und her mit Besen und Eimer. Es waren das Gefangene, die eine Art Aufwärterdienst versahen. Man unterschied zwei Arten von Gefangenen. Die bessere Sorte, dazu gehörte ich, und eine geringere. Wir brauchten die Bude nicht selbst fegen und andere unangenehme Arbeiten verrichten, das machte der Schänzer, der zugleich Geheimbriefträger war.

Der Nachrichtendienst in einem Gefängnis funktioniert großartig. Alle Neuigkeiten sind im Handumdrehen rum. Alles spannt, spitzt die Ohren.

Während der Aufseher den Rücken wendet, habe ich beim Schänzer vier Streichhölzer und ein einen Quadratzentimeter großes Stück Reibfläche gegen eine Tafel Schokolade eingetauscht. Der Schänzer holt Waschwasser. Der Aufseher guckt gerade woanders hin. Schwupp habe ich vier Zigaretten gegen einen Zipfel Wurst eingetauscht.

Die Zigarettenfabrikation im Gefängnis ist großartig. Ein großer Teil der Gefangenen ist mit Tabakabrippen beschäftigt. Dabei werden Zigaretten gedreht. Der Tabak ist noch nicht entlaugt. Als Papier wird Zeitungspapier genommen. Die Dinger schmecken wie Hund. Zugleich flüstert er mir zu:

„Heute nacht ist eine Kindesmörderin eingeliefert!"

Der erste Teil des Tagewerkes wäre getan.

Jetzt lege ich mich auf meine Chaiselongue, was nachts mein Bett war, und lese leichte Lektüre.

Wieder Schlüsselrasseln. Der Morgenkaffee erscheint, durch das Klappfensterchen hereingereicht in Form einer dicken Mehlsuppe. Als Untersuchungsgefangener bin ich auf diese Diät nicht angewiesen, sondern habe privatim alles, was liebe Freunde und Verwandte mir schicken. Ich esse ein Stück Brot, dazu ein Stückchen Wurst und ein Glas Wasser. Die Suppe hat sich binnen zehn Minuten in Mehlkleister verwandelt.

Man kommt wieder, und wie ein gut dressiertes Raubtier reiche ich meinen Kleister durch die Klappe hinaus.

Ich setze meine Lektüre in horizontaler Lage fort.

Gegen neun Uhr erscheint mein Freund, der Gendarm vom Dienst. Wir von der hohen Zunft hatten nämlich den besonderen Vorzug, eine größere Wache zu unserer besonderen Verwendung zu haben. Sechs Gendarmen teilten sich in das für sie zweifelhafte Vergnügen, uns nicht ausbüxen zu lassen und in der Zwischenzeit spazieren zu führen. Die halbe Stunde war ein großer Genuß für uns. Wir unterhielten uns meist über die Kriegserlebnisse. Ich habe da famose Soldaten kennengelernt vom alten Schrot und Korn. All die netten Männer werde ich nicht vergessen. Herr Gehrum, Pietsch, und wie sie alle hießen.

Dann ging's zurück in die Zelle. Ich hing ein Stück Speck zwischen die Stäbe meines Fensters, und nun kamen meine Freunde, die Meisen. Da konnte ich mich stundenlang amüsieren über die niedlichen Kerle. Manchmal hingen vier zugleich an meinem Speck und schmausten.

Nach diesem Schauspiel begann ich mich zu bilden. Englisch sprach ich ausgezeichnet. Ich bildete es mir wenigstens ein. Um die Sache schwieriger zu machen, nahm ich nach einer Portion Mark Twain englische Philosophen zur Hand, Carlyle und andere. Ich glaubte wirklich, Englisch zu können. Ja, Pfeifendeckel! Lies mal philosophische Abhandlungen in einer fremden

Sprache, die du zu können glaubst, du hast keine Ahnung! Dann kam Spanisch dran. Ich konnte die ersten acht Lektionen von Toussaint-Langenscheidt wie das Vaterunser herbeten. Ich glaube, ich werde es noch als alter Mummelgreis nicht vergessen haben: Era ciego der nacimiento und so weiter.

Dann kam das Diner. Lecker! Zweimal gab's Fleisch in der Woche. Dicke Bohnen, dazu ein Stück Rindfleisch, durch das

ein Holzspeiler gesteckt ist. Die Gefangenen bekommen keine Messer und Gabeln, nur einen Löffel. Eine sehr sinnige Einrichtung. Man wollte vermeiden, daß sie damit Harakiri machten, entweder an sich selbst oder an der Gefängnismauer, um durch das so entstandene Loch — sagen wir mal, sich die Welt draußen bißchen näher zu betrachten. Man mußte also den Speiler in beide Hände nehmen und das Fleisch so abessen, was bei der Zähigkeit desselben nicht einfach war. Mir war das nichts Neues, ich hatte mal in der Südsee auf diese Art eine Häuptlingsfamilie ihre Großmutter auffressen sehen. Die machten es genau so. Ich hätte bloß gewünscht, daß statt des

Stückchen von der alten Kuh ein Stückchen, sagen wir mal des Generalstaatsanwalts von Baden, an meinem Speiler gesteckt hätte. Ich hätte mit Freuden die Rolle eines Kannakerhäuptlings gespielt.

So war es langsam Nachmittag geworden, und die Sonne war auf Südwesten herumgegangen. Es begann meine Verdauungsperiode. Zu diesem Zwecke enterte ich auf den Fenstersims meines etwa zwei Meter hoch gelegenen Fensters. Nachdem ich einige sehnsüchtige Blicke nach den Vogesen hinübergeworfen hatte, was allerdings nur bei sehr klarem Wetter ging, wandte ich mein Interesse der Gärtnerei zu, die unter meinem Fenster lag. Ich war nämlich sehr befreundet mit einem gewissen Robbärt. So rief ihn nämlich sein Brotherr, auf badisch. Eigentlich hieß er Robert. Also Robbärt war ein Riemchen. Er hat mich nie kennengelernt. Aber ich ihn um so besser, da ich ihn von oben besser beobachten konnte, als sein Herr aus der Horizontalen. Er war der faulste Bengel, den je das badische Ländle gesehen hat. Meist kindschte er mit zwei Ködern herum, einem erwachsenen und einem kleinen, der wie ein schwarzer Wollknäuel aussah. Mit dem machte er Hindernisrennen, über Blumentöpfe, Bretter und alles mögliche, was er ihm in den Weg legte und was er als Hindernis nehmen mußte. Ich amüsierte mich genau so wie Robbärt darüber. Bis plötzlich die Stimme des Gewaltigen durch die Plantage hallte: Robbärt, Robbärt! Da markierte er schnell den furchtbar Beschäftigten, hackte, pflanzte oder jonglierte mit Blumentöpfen.

Nach diesem köstlichen Genuß war es Zeit zum Müllern. Dasselbe Pensum wie am Morgen. Fingerspitzenklimmziehen nicht zu vergessen!

Nun begann das große Lesen. Herrgott, was habe ich da zusammengelesen! Da macht sich ein gewöhnlicher Sterblicher keinen Begriff. Psalter und Harfe — Casanova, Die Heilige und ihr Narr — Karl May, Seekriegsgeschichten — Heringsfang, Die Stumme von Portici — Wie werde ich ein großer Redner und so weiter. Wenn es mir zu dumm wurde, nahm ich

meine Mundharmonika und spielte milde Weisen. Meistens: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." Aber es nutzte nichts, mich schickte er nicht; ich blieb eisern auf einem Fleck.

So wurde es langsam Abend. Auf den Mehlkleister verzichtete ich. Dann wieder kam der Aufseher mit dem Schänzer, Zelle fegen, Wasser holen. Ich bekam die neuste Nachricht: Ein paar Kassiber waren geklappt worden.

Als ich wieder in mein frisch gemachtes Heim trete und meine Lektüre fortsetzen will, finde ich unter meinem Buch ein Stück Kautabak. Irgendein lieber Freund hatte es mir gesandt. Man war wie eine Familie, die gegenseitig für sich sorgt. Jeder suchte den anderen zu helfen. Solange ich brummte, hätten die anderen Gefangenen alles für mich getan, wie für ihresgleichen. Es herrschte ein geradezu vorbildliches Zusammengehörigkeitsgefühl. Im Moment, wo ich freigesprochen war, meinen Koffer gepackt hatte, und durch den Hof abzog an den holzhackenden Gefangenen vorbei, sagte keiner einen Ton. Mit giftigen wütenden Blicken wurde ich verfolgt. Ich gehörte nicht mehr zu ihnen. Ihr armen Kerle, ihr tatet mir ja so leid. Ich hätte euch gern mitgenommen. Wäre ich verknackt worden, so wäre ich ewig ihr Freund geblieben.

Die Abendstunden benutzte ich zum Zeitunglesen. Ich hatte die Münchner Neuste gewählt, weil sie die dickste ist. Ich las nicht die Zeitung, ich studierte sie. Ich hatte mich mal mit einem unterhalten über Bildung.

„Ja," meinte ich, „was heißt denn Bildung? Die Gebiete sind doch alle heutzutage so vielseitig, daß man gar nicht mitkommt." „Doch, es gibt ein Mittel, mitzukommen — Zeitunglesen. Aber wirklich lesen und nicht überfliegen." Der Mann hatte recht. Ein gewöhnlicher Erdenhetzer weiß ja gar nicht, was alles in einer Zeitung steht. Die Sonntagsnummer ist unerschöpflich.

Kurz vor zehn Uhr Abendmüllern und Waschen.

Um zehn Uhr ging's Licht aus, und ich lag in meiner Koje. Pennte bis um sechs Uhr, und ein neuer Tag konnte beginnen.

Nun will ich noch kurz von einigen Abwechslungen erzählen, an denen mein Leben nicht sehr reich war.

Von Zeit zu Zeit kam Schlüsselrasseln zu unroutinemäßiger Zeit. Da erschien der Aufseher: „Sie solle vorgefürrt wärre."

Gott sei Dank, eine kleine Abwechslung.

Unter freundlicher Begleitung eines Gendarmen ging's zum Landgericht.

Man lud mich ein, Platz zu nehmen, immer mit dem Gesicht gegen das Licht, damit der Herr Untersuchungsrichter mein Mienenspiel beobachten konnte.

Die Einleitung war immer dieselbe: „Saaagen Sie mal, Herr v. Killinger..." Dann wurde mir irgendeine saudumme Frage vorgelegt, die ich bereits hundertmal beantwortet hatte. War dieses Thema erledigt, dann wurde ein kleines Schwätzchen gemacht, aber wer da denkt, um mich zu unterhalten, ist gewaltig auf dem Holzwege. Nachdem man versucht hatte, mich auf direktem Wege zu beluxen, was nie glückte, wurde es auf indirektem probiert. Wenn man mit mir babbelte, glaubte man, ich würde mich verbabbeln, aber „'s war wieder mal nix, Herr Untersuchungsrichter." Ebenso freundlich wurde ich in mein Sanatorium zurückbegleitet.

Einmal ging ein furchtbares Geschrei los, das sich jeden Abend wiederholte, es ging einem durch Mark und Knochen. Es war die Kindesmörderin, die unter mir logierte. Sie bekam abends immer ihre Anfälle. Nach acht Tagen war man auch daran gewöhnt.

Wenn's dunkel war, kletterte ich auf meinen Sims und brannte mir eine von den fulminanten Zigaretten an. Pfui Teufel, schmeckte das Zeug. Aber geraucht wurde es.

Der Sonntag war für mich ein besonderer Festtag.

An jedem Sonntagnachmittag war Fußballspiel auf dem Platze, der links von mir lag. Da ich meinen Kopf nicht durch das Gitter meines Fensters stecken konnte, so konnte ich auch nichts sehen. Aber in jeder Situation gibt es einen Ausweg, so auch in der meinigen. Ich hatte ein langes Lineal. Daran befestigte ich meinen Rasierspiegel, indem ich ihn am Aufhänge-

bügel am Lineal festband. Diesen Apparat steckte ich durchs Gitter zum Fenster hinaus und an der Hand dieses so konstruierten Spions erlaubte ich mir den schönen Genuß eines Fußballspieles.

Eines Sonntags morgens liege ich auf meiner Koje und lese.

„Duuu!" erschallt plötzlich eine gedämpfte Stimme.

Im Nu bin ich runter von meiner Koje und mit einem Sprung auf dem Fenstersims. Eine Unterhaltung zu belauschen, läßt man sich nicht entgehen.

Nach kurzer Zeit antwortet eine Stimme: „Ja, was isch los?"

„Ich hab geschtannde." Ich erkenne die Stimme meines Freundes, des Raubmörders neben mir, der sich mit einem Bekannten von Fenster zu Fenster unterhält.

„Was hascht geschtannde?"

„Daß ich ihn erschosse hab."

„Bischt wohl verrückt. — Hascht aach geschtannde, daß dich die Burin angschtift hat?"

„Ja."

Pause.

„Du."

„Ja."

„Du muschi widerrufe."

„Ja warum denn?"

„Sie könne dir nix nachweise, du dummer Kerl!"

„Achtung!"

Alles still.

Ich lege mich wieder auf meine Koje.

Am Abend kommt der Wärter. Wenn die was erschnüffeln wollen, dann fangen sie immer eine kleine Unterhaltung an. Wir schwätzen so'n bissel. Da sage ich:

„Ich habe heute einen merkwürdigen Traum gehabt. Mir träumte, der Raubmörder habe gestanden, daß er den Bauer erschossen hat."

„Ja, er hat tatsächlich alles gestanden."

„Mir träumte aber weiter, daß er dann alles widerrief. Merkwürdig."

Am nächsten Tage sagt der Wärter zu mir:

„Herr von Killinger, der Raubmörder hat tatsächlich alles widerrufen. Da sollte man doch an überirdische Gewalten glauben. Ihr Traum hat recht gehabt."

Ja, dachte ich, wenn diese überirdischen Gewalten mich bloß aus diesem Loche rausholten. Dann würde ich auch dran glauben.

Mein Freund, der Schänzer, hatte seine Strafe abgesessen. Er wurde entlassen. Er flüsterte mir zu: „Morgen gehe ich los. Soll ich einen Kassiber besorgen?"

Also ich mache einen Kassiber und drücke ihn am Abend dem Schänzer in die Hand und flüstere: „München, Franz Joseph-Straße 26, Hoffmann. Der Kassiber war schön zusammengefaltet, darauf eine mirakelhafte Adresse. Sie sah aus wie eine Gleichung mit sechs Unbekannten. Darinnen stand:

„Du, der du dieses liesest, bist ein Zwanzigtausend-Tonnen-Rindvieh, du, der du meinest, ich kröche auf euren Leim."

Es ist mir unbekannt geblieben, ob der Schänzer vom Untersuchungsrichter angestiftet war oder nicht, und ob der Kassiber in die Hände dieses Herrn gekommen ist, was ich für sicher annehme. Jedenfalls habe ich von meinem Kassiber nichts mehr gehört. Merkwürdig war nur, daß der Untersuchungsrichter bei meiner nächsten Vernehmung mich mit einem verschmitzten Lächeln empfing. Denn der Herr hatte Sinn für Humor.

Und nun zum Schluß. Ich hab auch gedichtet im Kachot. Ein Gedicht, was zu dieser Geschichte nicht paßt, denn es ist in einer melancholischen Anwandlung verbrochen, möchte ich den Lesern nicht vorenthalten.

Du bist ein Haus der Sorgen,
In dir kann nichts gedeihn,
Es gibt kein Heut, kein Morgen,
Nicht Freud, nicht Sonnenschein.

Du bist ein sichrer Prüfstein,
Für manchen fernen Freund,
Ob er wohl alte Treue
Bewahrt noch ungesäumt.

Lebendig sind begraben
In Zellen öd und leer,
Die nur noch Kummer haben,
Und keine Hoffnung mehr.

Bisweilen sind es Schlechte,
Die seufzen du gehört,
Bisweilen sind's Gerechte,
Verkannt und ehrenwert.

Krank sind bisweilen beide,
Sie träumen in Geduld,
Niemand zu Lieb, zu Leide,
Was war denn meine Schuld?

Feines Gedicht! Was? „Verkannt und ehrenwert", das war nämlich ich, wer es noch nicht wissen sollte.

Kam'rad reich mir die Hände

Wir lagen im Munsterlager. Die Brigade sah ihrer Auflösung entgegen. Was sollte man tun? Sollte man Dienst machen, um dieses düstere Hinbrüten abzudämmen? Sollte man sich betrinken? Der liebe Freund Alkohol läßt einen auf kurze Zeit vieles vergessen. Sollte man die Sturmsoldaten sich selbst überlassen? Stundenlang saß ich auf meinem treuen Rappen und ließ die Zügel hängen. Lauf, wohin du willst, laß mich denken.

War denn alles umsonst? Ist das dein Deutschland, an das du geglaubt? War das das große Volk, dem anzugehören du so stolz warst? Die zweitstärkste Flotte der Welt lieferte man dem Feinde aus, ohne einen Schuß! War denn die ganze Flotte nur mit Feiglingen besetzt? Bricht wirklich eine neue Weltordnung an? Und du in deiner Verbohrtheit stemmst dich dagegen mit dem Karabiner in der Faust? War es nicht besser, den Bolschewismus kommen zu lassen? Was sagte doch der Spartakist zu mir in Berlin, der in meiner Gefangenschaft war und mit dem ich mich unterhielt? „Ich haue einen morschen Baum mit einem Axthieb um. Wenn aber zwei Sturmsoldaten dran stehen mit geladenem Gewehr und mir das wehren, dann bleibt er eben stehen. Zu wessen Frommen? Warum stürzen Sie das nicht mit um, was schon lange stürzen

will? Sie werden doch bloß ausgenutzt von Ihren gehässigsten Feinden. Sie stützen den Thron eines Ebert und Scheidemann! Warum kommen Sie nicht zu uns? Wenn Sie uns niedergeschlagen haben, wird Sie Noske mit einem Fußtritt abservieren. Und das ist das Bedauerlichste: Sie und Ihre Sturmsoldaten kommen immer wieder, und die Demütigung vergessend werden Sie wieder mit geladenem Karabiner an dem morschen Baum stehen. Sie werden wieder Ihr Leben für einen Hungerlohn, ohne auf Ihre Familie Rücksicht zu nehmen, in die Schanze schlagen. Für wen?"

Hatte der Mann recht?

Was soll das Leben überhaupt noch? Schieß dir 'ne Kugel vor'n Kopf, und das Elend ist zu Ende! Man würde dich einen Feigling nennen. Die Kaffern wissen ja gar nicht, was für Mut dazu gehört. Was sagt van Straten, der fliegende Holländer: Ach, fort mit euch, ihr bangen Fragen, auf die mir niemand Antwort gibt; das schwerste ist, das Leben tragen, ob man's verachtet oder liebt.

Komm, du alter, treuer, schwarzer Geselle, mach' kehrt, wir reiten ins Lager. Was wird aus dir? Ich kann's mir gar nicht ausdenken, daß du mich nicht mehr morgens mit freudigem Gewieher begrüßen sollst.

Langsam brach die Dämmerung herein. Ich kam an die Baracke, wo meine Sturmkompanie lag. Die Sturmsoldaten hatten sich Kochlöcher gegraben. Über dem Feuer hingen die Kochgeschirre. Man braute Grog. Ich ritt langsam näher.

„Hurrah, der Fähnleinführer!" rief Brandsche.

„Guten Abend. Habt ihr wenigstens etwas Vernünftiges zu trinken?"

„Selbstverständlich! Schicken Rum."

Ich saß ab. „Geh' nach Hause, du schwarzer Teufel", sagte ich. Er ging aber nicht, mein Rappe. Erst kam das Abschiedsmanöver. Er schob seinen Kopf unter meinen Arm und schnoberte an der Tasche. Er bekam sein Stück Zucker, dann trabte er langsam nach dem Stall.

Ich setzte mich nieder.

„Na, Kinder, ihr macht ja recht blöde Gesichter alle."

„Soll man etwa jubilieren?" sagte Kern, der rote Hund. „Die Auflösung ist im vollen Gange. All der Schwindel umsonst. Ehrhardt macht auch schlapp. Wer will uns denn verwehren, nach der Ruhr zu marschieren? Watter läßt sich von seinen Kommissaren einwickeln. Warum marschiert Ehrhardt nicht?"

„Roter Hund, du redest wie ein Schulbub. Da spielen doch noch andere Fragen mit", sagt Tillessen.

„Tilly, ausgerechnet du sagst das! Bist wohl auch schon unter die Demokraten gegangen?"

„Kern, red' dir nichts an den Hals", sage ich. „Wir müssen auseinander. Unsere Zeit kommt noch. Auf einen Schlag fällt kein Baum."

„Fähnleinführer, schlag mal, wenn du keine Patrone mehr hast", sagt Pecheur. „Womit willst du denn schlagen? Haha! Wenn wir auch noch unsere letzten Waffen hingeben, dann ist endgültig Schluß."

„Wenn du ein Kerl wärst, Fähnleinführer, würdest du Krieg auf eigene Faust machen, wir kommen alle mit!" sagt der rote Hund.

„Du bist besoffen, Kern. Trink noch einen Grog, dann wirst du vielleicht wieder vernünftig", sage ich.

„Troßbub, was wird aus dir, gehst du in die Marine zurück?" frage ich den kleinen Lilie.

„Ich gehe nur, wenn der Fähnleinführer mitgeht."

„Warum? Ihr seid noch jung, habt das Leben vor euch. Ihr kanntet die alte Flotte nicht, die auf dem Meeresgrund liegt. Ich habe sie aufgebaut in siebzehnjähriger Dienstzeit. Der verwaiste Hafen würde mich rasend machen. Bei euch ist's was anderes. Der Aufbau einer neuen macht euch alles vergessen."

„Fähnleinführer, komm doch mit", sagt einer.

„Ich will mal sehen", sage ich ausweichend.

„Singt eins, Kinder, und trinkt eins; wenn ihr morgen einen ordentlichen Jammer habt, dann sieht die Welt ganz anders aus!"

Görz hat seine Laute geholt.

„Vom Barette schwankt die Feder,
Wiegt und biegt im Winde sich,
Unser Wams von Büffelleder
Ist zerfetzt von Hieb und Stich.
Stich und Hieb und ein Lieb
Muß ein Landsknecht haben."

Das Lied klingt durch die Nacht.

„Reiterbub," sage ich zum kleinen Wild, „komm mal her. Was hat der kleine Seyring? Du bist doch sein Freund. Der sieht ja aus, als ob er seekrank wäre."

„Ich weiß nicht. Es ist aus ihm nichts herauszukriegen. Er spricht seit zwei Tagen kein Wort."

„Seyring, komm mal her", rufe ich.

Er kommt, setzt sich neben mich.

„Was hast du?"

„Ich weiß es nicht. In mir ist alles so dumpf. Ich war zu hoch gestiegen. Der Fall von der Höhe hat mich innerlich zerschmettert. In mir ist alles tot."

„Du bist verrückt, Junge. Wir haben doch noch Zeit. Willst du dich durch die erste Schlappe unterkriegen lassen? Wenn alle so dächten wie du, dann würden wir weit kommen. Haha! Kopf hoch, verstanden!"

„Jawohl, Fähnleinführer, mag sein. Ich bin der Sache nicht mehr gewachsen. Ich kann nicht mehr."

„Hol die Pest alle feigen Memmen! Scheißkerls waren wir nie!" ruft Brand. „Prost, Dünnhaupt, du alter Sauzahn! Sauf, damit du was wirst."

„Hörst du, was Brandsche sagt," sage ich zu Seyring, „er ist zwar besoffen, hat aber recht. Also handele danach. Du trinkst heute abend nichts mehr."

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant."

Er ging an seinen alten Platz.

Es war Nacht geworden. Die Feuer in den Kochlöchern warfen gespenstische Lichter auf uns. Es war ein schönes Bild.

Aus dem Dunkel tritt Bräutigam, mein Pferdepfleger, auf mich zu.

„Herr Hauptmann," — er ſagte immer Hauptmann, Kapitänleutnant war ihm zu lang — „wann ſollen morgen früh die Pferde ſtehen?"

„Komm, Bräutigam, ſetz dich hin, trink einen mit. Schlaf bei den Gäulen. Wir reiten heut nacht noch. Wir ſatteln zuſammen."

Er ſaß neben mir.

„Was wird aus dir, alter treuer Kerl. Haſt du was?"

„Ich gehe nach Hauſe. Mein Vater iſt alt, meine Mutter auch. Der Hof wartet auf mich. Schon ſeit Jahren. Ich bin der letzte Überlebende von vier Brüdern, die andern ſind alle draußen in Frankreich geblieben."

Ich ſah ihm in die Augen.

„Ich ſchreib dir, wenn's wieder losgeht", ſage ich.

Er drückte mir ſtumm die Hand.

„Wißt ihr was?" rief Dünnhaupt. „Ich gehe nach Oſtafrika. Wer geht mit? Wir farmen. Und wenn es zwanzig Jahre dauert. Wir machen dann einen Aufſtand. So holen wir uns alles wieder."

„Schicke Idee", ſagt Becker, der alte Seefahrer, der alle Meere und Länder der Erde geſehen hatte. „Ich bring euch alle rüber, ohne einen Cent! Ich mache mit."

„Was machſt du denn, Mahn?" fragt Tilly.

„Ich gehe in die japaniſche Marine als Inſtrukteur. Ich habe viereinhalb Jahre alle U-Bootstypen durchgefahren. Bei Gelegenheit nicke ich dann mal einen Engelſchmann ab."

„Nimm mich mit", ſagt Wikingen, ein früherer öſterreichiſcher Unterſeebootsmann.

„Du kommſt doch ſicher bei Horty an", ſagt einer. „Ungarn wird es ſchon ſchaffen."

„Der nimmt die ganze Brigade, wenn Ehrhardt nur wollte."

„Ich gehe nach Südweſt", ſagt Bekurts, der Zugführer vom zweiten Sturmzug. „Ich will Deutſchland nicht mehr ſehen. Dieſes vollgefreſſene, feige Bürgerpack. — Haha, es iſt weit

gekommen mit unsereinem! Wenn man die Heimat nicht mehr lieben kann, ist eben Schluß."

„Glaubst du nicht mehr an das deutsche Volk, an Kapitän Ehrhardt?" fragt Liedig.

„Nein, Leo! Wenn jeder Knecht den Herren spielen kann, dann ist die Nation zum Teufel! Da mache ich nicht mehr mit."

„Ich glaube an Ehrhardt wie an das Evangelium. Ich verstehe dich nicht", sagt Liedig.

„Ich werde Bolschewik", sagt der kleine Winterfeld.

„Was, du kleener Krautjunker!"

„Adel ist gut und Bauer ist recht, aber ich hasse unedles Geschlecht", sagt Münchhausen. „Da soll eben alles zugrunde gehen, und wir mit. — Haha! Es gibt ja keinen Adel mehr nach Paragraph soundsoviel dieser fulminanten Weimarer Verfassung! Einen dümmeren, blöderen, kleinlicheren und durchsichtigeren Racheakt konnten diese Knechtsseelen nicht vollbringen. Das war das einzigste, was sie uns nicht nachmachen konnten!"

„Du kleiner eingebildeter Junker, du wirst 'ne famose Rolle spielen bei den Bolschewiken."

So saßen sie umher, redeten, tranken, und jeder schien aus dem Gleichgewicht gekommen zu sein.

„Landsknechte! Hört her!"

„Ruhe, der Fähnleinführer spricht!" ertönte es ringsum.

„Kerls, ihr seid alle nicht mehr bei klarem Kopf. Habt ihr alle vergessen, was uns zusammengekettet hat. Wollt ihr verzweifeln, ihr, die ihr euer Leben für nichts erachtet, wenn es gilt, das Volk, das Vaterland zu retten? Habt ihr vergessen, daß wir uns zugeschworen, die Ketten Versailles zu brechen? Ihr wart das Rückgrat der Brigade. Wenn ihr schlapp machen wollt, dann kann ich es anderen nicht übelnehmen. An euch hat sich unser Kommandeur aufgerichtet. Und jetzt wollt ihr ihn allein lassen? Habe ich eine Abteilung von Hohlköpfen geführt, die beim ersten kleinen Rückschlag die Flinte ins Korn wirft? Was schadet's, wenn wir auseinandergehen? Wir kom-

men wieder zusammen! Warum glaubt ihr nicht mehr an euren Führer? Hat er euch einen Anlaß gegeben, daß ihr ihm das Vertrauen nicht mehr entgegenbringen zu können glaubt? Nein, er weiß, was er tut. Und ihr, die ihr ihm gefolgt durch dick und dünn, ihr wollt nicht mehr euch selbst getreu bleiben! Kerls, ich hab euch lieb gehabt! Ich habe immer betont, wenn alles wankt, diese Männer werden nie wanken. Und jetzt? Wollt ihr mich Lügen strafen? Kein Mensch kann uns vorwerfen, auch nur einmal versagt zu haben. Wollt ihr noch in letzter Stunde diesen Makel auf euch laden? Nein, und abermals Nein! Ehrhardt kennt seinen Weg. Wir brauchen ihn nicht zu kennen. Es steht uns auch nicht an, ihn zu erforschen. Eines aber weiß ich, er gibt den Kampf nicht auf, denn er gibt sein Ziel nicht auf! — Gut, wir gehen auseinander. In alle Winde werden wir verstreut werden. Ob ihr Straßen kehrt, zur See fahrt, fremde Kriegsdienste nehmt, in den Kolonien farmt, meinetwegen zu den Bolschewiken geht, denkt daran, was ihr geschworen! Kein Kaiser konnte uns von unserem Eid entbinden, kein Gott kann uns von unserem Führer trennen! Was das Schicksal uns auch bescheren mag, wohin es uns auch verschlagen mag, die Treue zu unserem Führer, die eingemeißelt ist in unsere Herzen, die wird es uns nicht herausreißen können! Reicht euch die Hände, Sturmsoldaten! Mit euch fällt oder siegt Ehrhardt! Das ist unser Schicksal, und wir werden es erfüllen!"

Wie ein Mann erhoben sich die Sturmsoldaten. Und es klang durch die stille Nacht unser Lied:

„Kam'rad, reich' mir die Hände,
Fest woll'n zusamm' wir stehn,
Mag man uns auch bekämpfen,
Der Geist soll nicht verwehn.
Hakenkreuz am Stahlhelm,
Schwarz-weiß-rotes Band,
Die Brigade Ehrhardt
Werden wir genannt."

Eine Gestalt trat aus dem Dunkel heraus auf uns zu.

„Der Kommandeur!"

„Ich habe gehört, was Sie Ihren Männern gesagt haben. Ich danke euch, Sturmsoldaten. — Gute Nacht, Kameraden!"

„Gute Nacht, Herr Kapitän!"

Er verschwand.

Wir setzten uns nieder. Keiner sagte ein Wort.

Es erhebt sich einer.

„Er führt uns zum Siege, Kameraden! — Durch!"

Wir gingen auseinander.

Grübelnd lag ich einige Stunden in meinem Bett. Der Schlaf wollte nicht kommen.

Es klopft an meine Tür.

„Herein!" Ich knipse Licht an.

Der Fähnrich von Wild steht vor mir, mein Ordonnanzreiter und treuer Reiterbub. Er sieht ganz verstört aus.

„Was ist los?!"

„Fähnleinführer — Seyring hat sich erschossen. — Er hatte deine Ansprache nicht mehr gehört. — Er war schon weggegangen."

Ich ziehe mich an.

„Armer Junge! — Laß die Pferde satteln, Reiterbub. Du und Bräutigam reiten mit."

Dann ging ich zu ihm. Nur ein kleiner kreisrunder, blutiger Fleck auf der Stirn. Still lag er da. Einen bitteren Zug um den Mund. Ich drückte ihm die Hand und konnte nur immer wiederholen: Armer Junge!

Ich trat heraus. Im Osten rötete sich langsam der Himmel. Da standen die Pferde, der Rappe, der Schimmel und der Fuchs.

Schwarz-weiß-rot, dachte ich.

Wir saßen auf und trabten in den kühlen Morgen hinein.

Der Vormarsch

Herausgeber Ernst Jünger und Werner Laß

*

Die nationalistische
Monatsschrift

Das Blatt der bewußt
deutschen Jugend

Der Wegweiser
ins Dritte Reich

*

Zu beziehen
durch den Zeitschriftenhandel
Einzelnummer 50 Pf.

Abonnementsbestellungen
(vierteljährlich M. 1.50)
nehmen alle Postanstalten
und der Verlag entgegen

*

Vormarsch-Verlag

Berlin W 35, Schöneberger Ufer 10